

Der Lübecker Volksbote erscheint am Nachmittage jeden Werktag. Abonnementpreis mit illustrierter Beilage „Wort und Bild“ frei Haus halbjährlich 1.10 Reichsmark, durch die Post bezogen pro Monat 2.16 Reichsmark einschließlich Postgebühren Einzelnummer 15 Reichspfennig

Anzeigenpreis für die neungespaltene 1000-Meterzeile 10 Reichspfennig, bei Veranlassung, Vereins-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 8 Reichspfennig. Reklamen die drei gespaltene Millimeterzeile 50 Reichspfennig. Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstr. 46 Fernsprecher: 25 351, 25 352, 25 353



Lübecker Volksbote

Tageszeitung für das arbeitende Volk

Nummer 21

Montag, 26. Januar 1931

38. Jahrgang

Regierungsrunder in fester Hand

Keine Chaospolitik unter nationalem Mäntelchen

Röln, 27. Januar (Radio)

Der Reichskanzler sprach hier am Sonntag in einer Rundgebung der christlichen Gewerkschaften. Er führte u. a. aus: „Nicht alle Pläne der jetzigen Reichsregierung können in diesem Augenblick schon der Öffentlichkeit preisgegeben werden. Man muß mit einem klar durchdachten und überlegten Plan nicht auf drei Monate, sondern auf ein Jahrzehnt kommen und alle Maßnahmen des Augenblicks auf die großen Gesichtspunkte der Zukunft einstellen. Wir befinden uns nicht nur in einer wirtschaftlichen, sondern auch in einer politischen Krise, die nicht auf Deutschland beschränkt ist und die eine gewisse Krise der Demokratie und des Parlamentarismus überhaupt ist.“

Der Kampf für die Demokratie wird von der jetzigen Reichsregierung unter allen Umständen fest, ruhig, entschlossen, ohne große Reberien durchgeführt werden.

Das Spiel des Parlaments, Hunderte von Agitationsanträgen einzubringen, die gewöhnlich einige hundert Millionen oder eine bis zwei Milliarden neue Ausgaben bedeuten, muß endlich durch Maßnahmen des Reichstags selbst zu Ende gebracht werden. Der Reichstag kann viel besser als die Reichsregierung die Demokratie retten, nämlich dann, wenn er sich freiwillig eine Selbstbeschränkung in Agitationsmandatvergaben auferlegt. In dieser Beziehung wird der Reichstag im Februar vor gewaltige Entscheidungen gestellt sein und dann werden wir Klarheit bekommen über Wahres und Unwahres, über Wirklichkeit und Agitationsreden. Dies wird es der Regierung erleichtern, unbedingt notwendige Maßnahmen durchzuführen. In erster Linie muß die Grundlage weiterer finanzieller Konsolidierungen in Reich, Ländern und Gemeinden geschaffen werden. Die Sanierung der öffentlichen Finanzen, das Hauptproblem unserer Finanzwirtschaft, hängt zusammen mit der Sparsamkeit. Wir sind bestrebt, dieses Problem zu lösen.

Diejenigen, die behaupten, daß, wenn wir die Reparationslasten los wären, alles in unserem Vaterland in Ordnung wäre, täuschen sich.

Wir sind nicht allein durch Reparationslasten in finanzielles Unglück hineingeraten, sondern vor allem auch dadurch, daß wir uns eingebildet haben, die öffentliche Hand und auch die Privaten

könnten trotz eines verlorenen Krieges, trotz ungeheurer Opfer an Geld und Blut, besser leben als in der Vorkriegszeit. Aber was auch kommen mag:

Eine Chaospolitik unter dem Mäntelchen nationaler Gesinnung lassen wir nicht zu.

Wir haben keine Angst vor Drohungen und Verleumdungen und sind entschlossen, den Weg des soliden Aufbaues zu gehen. Die Lasten, die unserem Volke auferlegt sind, sind auf die Dauer nicht zu ertragen. Aber um den Kampf zu führen zur Verständigung über neue Lösungen in der Reparationsfrage, dafür muß man

Hellmuth von Mücke spricht am 12. Februar

Vom Deutschlandbund wird uns geschrieben: Technische Schwierigkeiten verhinderten gestern vormittag das rechtzeitige Eintreffen des Kapitänsleutnants von Mücke zur Versammlung im Kolosseum. Der Referent trat erst am Nachmittag hier ein. Hellmuth von Mücke wird bestimmt am 12. Februar in Lübeck sprechen. Bereits gelöste Karten behalten ihre Gültigkeit.

wirtschaftlich und finanziell gerüstet sein. Es ist kein Grund da zur Verzweiflung, wenn ein Volk den Mut hat, die Verantwortung zu tragen und zu ihr zu stehen. Wenn es den Mut hat, die Agitation und eitle Versprechungen zu verwerfen, wird es sich aus dieser Not herausarbeiten.“

Am Nachmittag sprach der Reichskanzler in Düren. Hier sagte er u. a., daß eine vorzeitige Inangriffnahme von inner- und wirtschaftspolitischen nicht vorbereiteten Fragen zur Lösung des Reparationsproblems das Beste wäre, was man in der deutschen Politik tun könne.

Die Offenheit, mit der Reichskanzler Dr. Brüning insbesondere in Köln gesprochen hat, läßt keinen Zweifel darüber, daß die gegenwärtige Reichsregierung entschlossen ist, das Best unter allen Umständen in der Hand zu behalten.

Skandal um Grützner

Der „Ministerstürzer“ am Ende

Richter rebellieren gegen ihren Senatspräsidenten

Berlin, 25. Januar

Bei dem höchsten preussischen Verwaltungsgericht, dem Oberverwaltungsgericht in Charlottenburg, haben sich in der letzten Zeit Vorgänge zugegetragen, die in der Geschichte des deutschen Gerichtswesens einzigartig dastehen.

Schon vor einiger Zeit war es aufgefallen, daß dem Disziplinarssenat, vor dem die Sache gegen den Oberbürgermeister erkläre, nicht der Senatspräsident Grützner als Vorsitzender präsiidierte, sondern ein Vertreter. Das war geschehen, weil der Senat selbst die Ablehnung Grützners durch Böß wegen Besorgnis der Befangenheit für berechtigt erklären mußte. Neue Vorgänge ziehen aber in einem noch viel höheren Maße die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich. Aus einer kleinen Anfrage des sozialdemokratischen Fraktionsführers Heilmann im preussischen Landtag ergibt sich nämlich, daß die Richter des Grützner-Disziplinarssenates sehr energisch gegen ihren Präsidenten Stellung genommen haben.

„Ist es zutreffend“, so heißt es in einer kleinen Anfrage, „daß eine Mehrheit der Senatsmitglieder, oder der gesamte Senat dem Vorsitzenden Vorhaltungen darüber gemacht hat, daß durch ihn die Bearbeitung der Sachen verzögert wurde?“ „Inwiefern“, so heißt es weiter, „ist die Arbeit des Senates dadurch verzögert worden, daß der Vorsitzende die Sachen allzu lange hinter sich hatte?“

Diese kleine Anfrage beruht, wie die Person des Anfragenden gewährleistet, natürlich auf sehr genauen Unterlagen und es scheint sich danach tatsächlich höchst sonderbare Zustände gerade

Die Regierungsbildung in Frankreich

Wer wird Ministerpräsident?

Paris, 26. Januar (Radio)

Senator Lavall hat die langwierige Verhandlung um die Bildung einer neuen Regierung am Sonntagabend durch eine Unterredung mit Briand am Quai d'Orsay abgeschlossen. Lavall ist damit vor dem alten Problem angelangt, an dem er selbst im Dezember vorigen Jahres, wie zahlreiche andere Politiker vor und nach ihm, gescheitert ist, an der Frage nämlich, wie man die Radikalen und die Marin-Gruppe trotz ihrer prinzipiellen Gegnerschaft in eine Regierungskoalition zusammenbringen kann. Die bürgerlichen Mittelparteien um Loucheur, die sich zu einer Interessengemeinschaft zusammengeschlossen haben, hatten gehofft, die Marin-Leute leicht und schmerzlos dadurch abperren zu können, daß sie Lavall auf ein Programm der unbedingten Stärkung der Laiengesetze und der Fortführung der Friedenspolitik Briands festlegten. Die Marin-Leute aber, die sich bei dem letzten Wahlkampf feierlich verpflichtet hatten, die Laiengesetze mit allen Mitteln zu Fall zu bringen, erklärten sich plötzlich bereit, dieselben Gesetze um eines Plazes in der Regierung willen zu verteidigen. Darauf beschloßen die Radikalen nach vierstündiger Beratung, die Mitarbeit mit der Marin-Gruppe abzulehnen. Ob es Lavall diesmal gelingen wird, den gordischen Knoten zu lösen, muß abgewartet werden.

Wie eine Volksmeldung besagt, sollen sich auch Lardieu und Maginot bereit erklärt haben, in das neue Kabinett einzutreten.

Expresß entgleist

12 Tote und 20 Verletzte

Newport, 26. Januar (Radio)

Der Lugus-Expresß Detroit—Florida ist am Sonntag in der Nähe von Helenwood entgleist. Fünf Passagiere wurden auf der Stelle getötet. Sieben Personen wurden derart verletzt, daß sie nach Entlieferung in das Krankenhaus starben. Außerdem waren 20 Leichtverletzte zu verzeichnen.

Auf dem Führersitz ermordet

Berlin, 26. Januar (Radio)

In der Nacht zum Sonntag wurde der 45jährige Kraftfahrzeugführer Ponic auf seinem Führersitz ermordet. Der Wagen des Chauffeurs wurde 30 Kilometer von der Leiche entfernt festgesetzt. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich auch hier um einen Raubmord.

Gandhi frei!

Um die Neugestaltung Indiens

Bombay, 26. Januar (Radio)

Der indische Vizekönig hat am Sonntag eine Verfügung erlassen, nach der Gandhi und die übrigen Führer des allindischen Kongresses bedingungslos aus dem Gefängnis entlassen werden. Darüber hinaus wird die bisherige „Illegalität des allindischen Komitees“ aufgehoben. Gandhi und seinen Freunden soll Gelegenheit gegeben werden, sich offen zu dem Ergebnis der britisch-indischen Konferenz in London zu äußern.

*

Die Freilassung Gandhis ist eine unmittelbare Auswirkung des Abchlusses der Londoner Rundtischkonferenz, der die englische Regierung zu einer Kursänderung in Indien veranlaßt hat. Gandhi wurde am 5. Mai vorigen Jahres als Führer im Kampf gegen das Salzmonopol, der den Auftakt zum allgemeinen Freiheitskampf bilden sollte, verhaftet.

Die Lehrer protestieren

Schwerin, 26. Januar (Radio)

Am Sonntag nachmittag fand im größten Saale von Schwerin eine von mehr als 1000 Lehrern aus allen Teilen des Landes besuchte Protestkundgebung statt. Die Lehrerschaft Mecklenburgs wendet sich besonders gegen die Abbaumaßnahmen, die die mecklenburgische Rechtsregierung auf dem Gebiet der Volksschule vorgenommen hat. Es wurden zwei Entschlüsse angenommen, in denen die Lehrer sich gegen die Herabsetzung des Gehaltsgeldes, die Erhöhung des Schulgeldes und anderes mehr wenden.

bei dem Senat herausgebildet zu haben, der zur Beschleunigung der Disziplinarsachen für Kommunalbeamte besonders eingerichtet wurde.

Herr Grützner ist, wie weiter bekannt wird, bereits seit mehreren Wochen beurlaubt und es wird gleichzeitig angefragt,

ob der Vorsitzende des Senats seinen zweimonatlichen Urlaub infolge nervöser Erschöpfung nicht durch Dienstgeschäfte, sondern durch außerdienstliche Betätigung in Anspruch genommen hat.

Herr Grützner ist im letzten Jahr mehrfach durch peinliche Ungelegenheiten in der Öffentlichkeit in Erscheinung getreten. Nach seinen maßlosen Angriffen gegen den damaligen Minister Grzeinski hat er dem Ministerpräsidenten Braun halboffene Vorwürfe gemacht. Dann hat er den Staatssekretär des Innenministers, Albe gg, wegen Beleidigung verklagt. Als er mit dieser Klage kostenpflichtig abgewiesen wurde, hat er sich über den Vintersichter beschwert, der den Staatssekretär freigesprochen hatte.

Auch mit dieser Beschwerde hat Grützner keinen Erfolg gehabt und kürzlich ist er mit einer Zivilklage gegen den preussischen Staat abgewiesen worden, durch die er das Beamten-Notopfer für ungesetlich erklärt haben wollte. Alle diese Dinge haben schon beim Oberverwaltungsgericht peinliches Mißfallen erregt, das jetzt noch durch das Verhältnis Grützners zu seinen Richtern, auf das die Anfrage hindeutet, in einer für das Ansehen des Oberverwaltungsgerichts unerträglichen Weise gesteigert worden ist.

Wilnski verurteilt

Abberufung des Wojewoden - Der Aufständischen Verband verboten?

Genf, 24. Januar (Fig. Bericht)

Am Sonnabend ist es nach langen, schwierigen Bemühungen gelungen, in dem Minderheitenkonflikt zwischen Deutschland und Polen eine Verständigung zu erzielen.

Das Ergebnis der Verhandlungen, das vom Völkerbundsrat am Sonnabendmittag ohne Diskussion gutgeheißen wurde, stellt das Maximum dessen dar, was Deutschland durch seine Beschwerde für die Minderheit erreichen, und was Polen ohne weiteren großen Preisverlust annehmen konnte. In der Kompromißformel wird festgelegt, daß die Minderheitenkonvention durch Polen verletzt worden ist und die polnischen Behörden dafür die direkte und indirekte Verantwortung tragen. Insbesondere wird das Verhalten des Wojewoden Gracynski verurteilt. Die Form, in der das geschieht, bedeutet eine unmissverständliche Aufforderung des Rates an die polnische Regierung, diesen Beamten schnellstens zu entfernen. Schließlich wird Polen aufgetragen, in der nächsten Monatsfrist über die Befragungen der an der Verletzung der Minderheitenkonvention beteiligten Beamten und künftige Wiederergänzungen Bericht zu erstatten. Dem Aufständischen-Verband wird jede Möglichkeit abgesprochen, sich politisch in einem so gefährdeten Gebiet wie Polnisch-Oberschlesien zu betätigen.

Mit diesem Kompromiß hat der Rat der deutschen Delegation in Genf für die deutsche Minderheit in Polnisch-Oberschlesien einen Abschluß gefunden, zu dem wir den Vorkämpfer dieses Kampfes und seine Mitarbeiter aufrichtig beglückwünschen. Hoffen wir, daß Polen aus dem Verlauf des Konfliktes die erforderlichen Lehren zieht, mit der ihm vom Rat angetragenen Wiederergänzung schnellstens beginnt und für die Zukunft Vorsorge trifft, daß ähnliche Beschwerden wie diesmal von deutscher Seite in Genf nicht mehr vorgebracht werden brauchen.

Der Bericht des Japaners Nishizawa über den Ausgang des Konflikts beginnt mit einer Wiederholung der in den deutschen Medien und in der Beschwerde des Volksbundes aufgeführten Tatsachen. Dann stellt er die schwere Verletzung der Artikel 75 und 83 der Genfer Konvention fest und fügt hinzu, daß die polnische Regierung sofort eine Untersuchung eingeleitet habe. Die direkte Verantwortlichkeit der polnischen Behörden geht aus den gebräuchlichen amtlichen Dokumenten hervor. Das werde bestätigt durch 125 Strafverfahren gegen polnische Beamte, von denen ein Teil bereits zur Verurteilung geführt habe, ein anderer nach der Entscheidung harrte. Der Rat wolle aber eine vollständige und detaillierte Aufklärung seiner Unternehmungen über die Verhältnisse, ebenso über die Befragungen und Wiederergänzungen von Seiten der polnischen Regierung. Was die indirekte Verantwortlichkeit angeht, so müsse im Interesse des internationalen Friedens gerade in Gebieten wie Oberschlesien alles vermeiden werden, was direkt oder indirekt die Beziehungen zwischen den Völkern beeinträchtigen könnte. Das alles dürfe in keinem Falle irgend eine Beförderung — und je höher eine Beförderung sei, desto wichtiger sei die Beförderung aufzuheben — als den Verdacht erregen, an der politischen Kompromittierung teilzunehmen, besonders wenn es einen Minderheitencharakter habe. Was den Vorkämpfer und den Reden der letzten Tage dränge, sei der Gedanke, daß der sogenannte Aufständischen-Verband von einem Geist beherrscht sei, der ganz bestimmt nicht der Erleichterung einer Annäherung für beide Teile der Bevölkerung diene. Es sei selbstverständlich, daß in Gegenden mit gemäßigter Bevölkerung, wie in Oberschlesien, keine Vereinigung mit besonderer nationaler Tendenz bestehen dürfte, die ein Präjudiz gegen die Interessen einer Minderheit darstellte. Daher müsse die polnische Regierung die notwendigen Maßnahmen treffen, um die bestehenden Verbindungen zu lösen, die zwischen den Parteien und lokalen Organisationen bestehen, die eine derartige politische Tätigkeit ausüben. Der Rat wolle, nach vor seiner nächsten Sitzung in Kenntnis gesetzt zu werden von den Maßnahmen, die die polnische Regierung in dieser Richtung ergreift.

Als der Bericht beendet war, begrüßte die englische Abgeordnete Henderson die Parteien in der Verständigung. Die öffentliche Meinung und die parlamentarischen Kreise in England hätten für Polen das größte Interesse gezeigt und wären jetzt mit der Lösung wohl sehr zufrieden. Das

System der Minderheiten in Oberschlesien sei ein Teil der öffentlichen Angelegenheit in Europa. Dieses System sei keine nationale Sache, sondern eine internationale und eine Völkerbundsangelegenheit. Alle Völker hätten ein gemeinsames Interesse daran. An alle Beteiligten richte er einen Appell: an die Majoritäten, daß es ihren Interessen widerspreche, die Minoritäten zu unterdrücken, an die Minoritäten, daß sie sich dem Staat gegenüber loyal zeigen sollten. Ununterbrochen wachsam müßten die Leiden der Minderheiten bewacht werden. Henderson schloß mit der Überzeugung, daß den vom Rat beschlossenen Tatsachen im polnischen Sejm bald eine endgültige Form gegeben wird.

Eine Reihe von Einzelbeschwerden der deutschen Minderheiten in Oberschlesien wurde gleichfalls erledigt. Dabei zeigte sich, daß dieses Verfahren, vor dem Rat jeden relativ geringen Fall zu verhandeln, geeignet ist, den Geschädigten nur Sympathien zu geben. Das Interesse ermüdet. Man müßte dafür sorgen, daß solche Einzelfälle von dem Dreierkomitee zusammengefaßt oder noch besser von der ständigen Minderheitenkommission behandelt werden.

In später Nachmittagsstunde schloß Henderson die Ratstagung. Am Montag behandelt das Minderheitenkomitee die ukrainische Frage.

Rom, 24. Januar (Fig. Bericht)

Der Turiner Industrielle Gullino, der dieser Tage verhaftet wurde, ist am Sonnabend auf fünf Jahre nach den Liparischen Inseln verbannt worden. Gullino wird vorgeworfen, der nationalen Wirtschaft schweren Schaden zugefügt zu haben. G., der auch in den Dufresne-Standal verwickelt ist, ist ein persönlicher Feind Mussolinis. Als Mussolini die Macht ergriff, soll Gullino für Hunderttausende von Lire kompromittierende Aktien gegen die Diktatur auf gekauft haben. Angeblich drohte er dann, die Aktien zu veröffentlichen, wenn Mussolini ihm für seine zweifelhaften finanziellen Geschäfte nicht freie Hand lasse. Mussolini hat ihm aber, wie zuverlässige Meldungen aus Bern besagen, nicht nur freie Hand für seine Transaktionen gelassen, sondern hat auch die kompromittierenden Dokumente gekauft. So sei Gullino in die Lage versetzt worden, unter dem Faschismus ungeheure Spekulationsgewinne zu machen und ein Riesenvermögen anzukummeln. Heute sei Gullino durch die Dufresne-Affäre und die Spekulation in den Aktien der Enia-Wisocosa bankrott und Mussolini glaube, ihn nun erledigen zu können. Es verlautete aber, daß Gullino in ausländischen Banken mehrere Photographien der Mussolini belastenden Dokumente aufbewahrt und gedroht habe, sie zu veröffentlichen.

Wahltag in Frankreich

Paris, 26. Januar (Radio)

Bei einer Nachwahl zur Kammer in Ceret hat die sozialistische Partei einen neuen Wahlsieg zu verzeichnen. Der sozialistische Kandidat Parayre überflügelte seinen radikalen Gegner mit 5821 Stimmen um rund 2000 Stimmen. Das alte Mandat hatten die Radikalen inne. Die endgültige Entscheidung wird am kommenden Sonntag bei der Stichwahl fallen.

Krise und Beamtenschaft

Rundgebung des Allgemeinen Deutschen Beamtensbundes

Die Nationalsozialisten setzen große Hoffnungen auf die Beamten. Sie glauben, daß die Beamtenschaft, wenn es wieder einmal zu einem Putsch kommt, zu 100 Prozent auf ihrer Seite stehen wird. Davon kann gewiß keine Rede sein. Allein es hieße Vogel-Strauß-Politik treiben, wenn man so tun wollte, als ob die Beamtenschaft gegenüber dem Nazigift immun wäre. Die Verführungskünste der nationalsozialistischen Demagogen stoßen in ihr infolge der gegen sie getriebenen wüsten Besoldungshege und der mit dem Gehaltsabbau hervorgerufenen Verbitterung leider nicht immer auf taube Ohren. Unter diesen Umständen tut eine Aufklärungskampagne unter der Beamtenschaft über die Zusammenhänge zwischen dem Volkseleid unserer Tage und der faschistischen Gefahr dringend not. Diese Kampagne hat der Allgemeine Deutsche Beamtensbund am Mittwoch auf seiner Bundesauschusssitzung mit einer wichtigen Rundgebung eingeleitet. Im Mittelpunkt der Tagung stand das Thema „Wege zur Überwindung der Weltwirtschaftskrise“, worüber Dr. Alfred Brauntal von der Forschungsstelle referierte. Der Vortrag und die sich daran knüpfende, vielfach temperamentvoll geführte Aussprache gipfelten in dem Ruf nach Arbeit, da nur durch sie dem Faschismus das Wasser abgegraben werden könne.

Die enge Verknüpfung des Beamtenschicksals mit der Wirtschaftskrise wurde, nachdem Kozur vom Bundesvorstand die Vertreter der Behörden, des ADGB, der Parlamente und der Verbände begrüßt hatte, vom Reichstagsabgeordneten Dr. Voelker mit einigen einleitenden Sätzen skizziert. Die Konjunkturrempfindlichkeit der Beamtenschaft, betonte Voelker, sei seit langem immer wieder vom ADGB aufgezeigt, nunmehr aber durch die Wirtschaftskrise auch dem gutgläubigsten Beamten schmerzhaft deutlich zu Bewußtsein gebracht worden. Die Beamtenschaft müsse endlich ihre Lage erkennen, damit sie sich über den Weg zu einer Besserung ihres Geschicks klar werden könne.

Brauntal belichtete zunächst die vom Faschismus der Beamtenschaft bedrohten Gefahren. Der Abbau der Beamtenschaft sei nicht auf normalem demokratisch-parlamentarischem Weg erfolgt, sondern mit Hilfe des Notparagrafen 48. Das große staatspolitische Interesse der Beamtenschaft an der Behebung der Krise müsse also ohne weiteres einleuchten. Der Verlauf der Krise zeige die enge Verbundenheit der Beamtenschaft mit der des Arbeiters; der Beamte müsse sich daher über die wirtschaftliche Not und ihre Ursachen klar werden.

Der Haupterklärungsgrund für die Krise sieht Brauntal

in dem Widerspruch zwischen der riesigen Produktionskraft und der geringen Massenkauflkraft. Selbst ein Unternehmerorgan wie die Internationale Handelskammer in Paris habe in einer vor kurzem angenommenen Entschließung als Hauptursache die Kaufkraft angeführt, daß die Leistungsfähigkeit der Produktion viel stärker gewachsen ist als die Verbraucherkauflkraft. Das sei eine glatte Bestätigung der Kaufkrafttheorie der Gewerkschaften. Die Krise in den Vereinigten Staaten sei kein Argument gegen die Auffassung der Gewerkschaften; denn auch drüben sei der Lohn trotz starker Steigerung hinter den Investitionen zurückgeblieben; da die Lohnsteigerung seit 1927, im Rahmen der Gesamtwirtschaftsentwicklung gesehen, zum Stillstand gekommen sei. Das amerikanische Bild sei also im Grundcharakter das gleiche, wie es das arme Deutschland zeige. Darüber hinaus seien noch besondere deutsche Merkmale festzuhalten, wie ungesund Nationalisierungstempo, Schwächung der Kaufkraft durch die Kriegslasten, hemmungslose Entwicklung des Monopolkapitalismus usw. Aus all diesen Ursachen der Krise zog Brauntal die notwendigen Konsequenzen: relative Stärkung der Löhne, entschlossene Durchführung der Preislenkungsaktion, die grundsätzlich richtig aber unzureichend sei. Herabdrückung der überhöhten Monopolpreise, Abkehr von der infolge falscher liberalistischer Wirtschaftstheorien vorgenommenen Verkoppelung der Preislenkungsaktion mit einer allgemeinen Lohnsenkung sowie Loslösung von dem Lohn, die Wirtschaftskrise mit einer gleichmäßigen Lohn- und Preislenkung zu bekämpfen, und schließlich schärfster Kampf gegen den Faschismus nicht nur aus politischen, sondern auch aus rein wirtschaftlichen Gründen. Deutschland könne unmöglich noch einmal einen Kapitalverlust ertragen, wie er nach den Hitlerwahlen infolge der direkten und indirekten Kapitalflucht eingetreten sei. Jede Nachgiebigkeit gegenüber dem Faschismus verhinere die notwendige Senkung des Reichsbankdiskonts, die sich infolge des Devisenabflusses noch immer verzögere. Das genaue Gegenteil von dem, was der Faschismus predigt, sei der Weg aus der Krise: nicht Krieg oder Bürgerkrieg und Terror, sondern nur Frieden und Freiheit schaffen Brot.

In der Aussprache beleuchteten Lengersdorf und Stettner vom Gesamtverband das von Brauntal behandelte Problem von der entgegengesetzten Seite. Sie betonten, nur die Beschaffung von Arbeit und Brot durch jede nur mögliche und praktisch irgendwie durchführbare Hilfsmassnahme sichere Frieden und Freiheit, sei also die wirksamste Waffe zur Abwehr des Faschismus. Lengersdorf kritisierte scharf die standalös, bewußt herbeigeführte Finanzverknappung in den Gemeinden und die Lahmlegung der öffentlichen Wirtschaft in der Arbeitsbeschaffung. Vor einem Jahr habe Stegerwald vor den Gewerkschaften große Worte gemacht und davon gesprochen, daß in Kürze für einige hunderttausend Bauarbeiter Arbeit beschafft werde. Nichts von alledem sei eingetroffen. In allen von der Arbeitslosigkeit heimgesuchten Ländern suche man mit Hilfe von Arbeitsbeschaffung den mit der Not verbundenen politischen und moralischen Gefahren solange vorzubeugen, bis auf natürlichem Wege eine Besserung wieder eintrete. Nur in Deutschland warte man allem Anschein nach auf ein Wunder. Stettner zeigte an Hand verschiedener Beispiele, wie in den einzelnen Ministerien im Reich wie in Preußen von den Behörden allerhand zur Einberufung der Arbeitslosigkeit getan werden könne. Von Gewerkschaften und Partei müsse unter allen Umständen mehr Aktivität erwartet werden, damit den Verantwortlichen eingehelft werde. Der Druck des § 48 werde immer nur gegen die Arbeiter angewandt, während Unternehmer und Nazis sich gegenseitig in die Hände arbeiten könnten. Die Nazis rühmten sich bereits, daß die auf die Straße gemornten Arbeiter nur mit ihrer Hilfe, d. h. also nicht durch die Arbeitsämter wieder Arbeit bekommen. Gegen die systematische Diskreditierung der Republik könnten nur Tatsachen helfen.

Die Rundgebung schloß mit der Annahme einer Entschließung. Darin wird gefordert: Beseitigung der künstlichen Hochhaltung der Preise durch monopolistische Bindungen, Kürzung der Arbeitszeit, Stärkung der Kaufkraft, Einstellung der Löhne- und Gehaltsabbaus, handelspolitische Verständigung, Revision der Reparationsverpflichtungen, Stärkung der Republik und rücksichtslose Abwehr aller faschistischen Bestrebungen.

56000 Offizierspensionen

Auch eine Last des verlorenen Krieges

Kassel, 24. Januar (Fig. Ber.)

In Kassel wurde am Sonnabend die Reichskonferenz des Reichsbundes der Kriegsbefähigten eröffnet. Der erste Vorsitzende des Bundes, Fandora, begrüßte die Teilnehmer und wies auf die besondere Bedeutung der Tagung hin. Er betonte, heute, wo nationalsozialistische Gruppen von einem neuen Krieg sprechen, wird weniger Interesse für die Opfer des letzten unglücklichen Krieges. Das öffentliche Bewußtsein müsse wachgemacht werden. Das sei die Aufgabe des Bundes und der Tagung im besonderen.

Als Hauptgegenstand der zweiten Bundestagung wurde das Thema „Der Reichsbund und die Forderungen des Reichsbundes“ der Redner und gewandt ein Bild von der Gegenwart des Reiches und der Länder. Dann folgte er fort.

Die Rentenversorgung der Kriegsbefähigten erfordert für das kommende Jahr mit allen Nebenleistungen für Heilbehandlung, Reisen und Entschädigung von etwa 100 Millionen Reichsmark, die Rentenversicherung der Hinterbliebenen rund 60 Millionen Reichsmark. Unter A hervorzuheben, daß der Personalbestand auf etwa 25000 Kriegsbefähigten und 140000 Kriegs-

hinterbliebenen beläuft. Ganz erheblich ist insbesondere die Position der Kapitalabfindung einer Kürzung unterworfen worden. Für die Offiziere und ihre Hinterbliebenen, insgesamt 56000 Personen, wird immer noch ein Betrag von 181 Millionen Reichsmark aufbewahrt. Für rund 22000 verorgungsberechtigten Personen der neuen Wehrmacht werden jetzt rund 73 Millionen Reichsmark aufbewahrt. Trotzdem die Kürzungen bis an die Grenze des Unmöglichen gehen — es sind bisher rund 100 Millionen bei den Kriegsoffizieren eingespart worden —, hat der Reichsrat weiterhin vom Sparkommissar die Vorlage genauer Berechnungen über die künftige Entwicklung der Kriegsbefähigtenversorgung und fürsorge gefordert. Als einzige Organisation hat der Reichsbund von vornherein der Regelung der Kriegsoffiziersversorgung durch Rotverordnungen ablehnend gegenüber gestanden, ja sogar beim Staatsgerichtshof Klage wegen der Rechtsmäßigkeit der Rotverordnung angebracht. Die Kriegsoffiziere erwarten von der Reichsregierung, vom Reichstag und den Reichstagsparteien umgehend die Jnanahme der entsprechenden Schritte zur Bewirklichung der dringendsten Forderungen und der notwendigen Maßnahmen für die Opfer und Hinterbliebenen des letzten Krieges.“ Die Beratungen wurden am Sonntag fortgesetzt.

Winken, Kalkulation und Willen

Enttäuschungen und Hindernisse bei den Bolschewisten Reise durch Sowjetrussland

Nach vielen Scherereien hatte unsere kleine Gruppe die Genehmigung erhalten, auf der Heimreise aus Transkaukasien Sowjetrussland passieren zu dürfen. Eine Nachtfahrt mit dem Motorboot übers Schwarze Meer brachte uns aus dem östlichsten Zipfel der Türkei über die Grenze nach Batum. Frühmorgens fahren wir in den Hafen der Petroleumstadt ein. Ein italienischer und ein amerikanischer Dampfer liegen am Ende der Rohrleitungen, die von den Quellen in Batum bis hierher gelegt sind, vor Anker, um ihren Bauch mit Naphtha zu füllen. Auch auf den vielen türkischen Feluggen (Segelbooten) sind die vieredigen Kanister der staatlichen Naphthageellschaft aufgetürmt, die wir selbst noch in den entlegensten Orten des Transkaukasus in Benutzung gesehen hatten. Del ist die Seele dieser Stadt. Delig sind die Schiffe, ölig ist das Meer, und ölig sind die engen Gassen.

Lange müssen wir am Kai auf unsere Abfertigung warten. Am Wachturm steht ein Soldat der Roten Armee und liest.

Scheinbar ganz uninteressiert schaut er manchmal über die Seiten zu uns herüber. Vor uns pendelt eine Reihe kleiner, grau gestrichener Küstenboote im Wasser. Maschinengewehr und Scheinwerfer schauen uns feindselig an. Endlich kommen ein Arzt in Zivil und der Mann mit der grünen Mütze von der politischen Polizei. Die Quarantäne hat uns freigegeben. Nun können wir nach der Landungshalle fahren. Pass- und Zollkontrolle in staubigen Büros. Nicht mehr und nicht weniger freundlich als an anderen Grenzstationen. In der Ecke eine schlechte Photographie von Lenin. Über dem Bulte des kontrollierenden Beamten in machtvoller Größe Stalin. Unsere Photoparate, Ferngläser und sonstigen Instrumente werden in den Pässen genau vermerkt, damit wir sie nicht in Russland verkaufen können. Rückfälle und Proviantlisten werden durchsucht. Da wir jedoch nur die notwendigen Ausrüstungsgegenstände mit uns führen, ist alles in Ordnung. Dann geht es weiter: „Wieviel Geld haben Sie? Sie wissen, daß Sie keine Rubel mit über die Grenze bringen dürfen.“ Unser Leiter legt den Barbestand der Gruppe vor. Die verschiedenen Sorten deutsches Geld, türkische Pfunde und Dollaranweisungen auf die russische Gosbank werden wieder genau eingetragen. Dem Sowjetbeamten erscheint es etwas wenig für verwöhnte Westeuropäer, und er macht nochmals darauf aufmerksam, daß das Schmutzgeld von Rubeln schwer bestraft wird.

Die nächste Enttäuschung erlebt der brave Sowjetfunktionär mit uns, als wir es ablehnen, im größten Hotel der Stadt für 10 Rubel zu übernachten,

sondern ein Lager in der Excursionsbasis verlangen — einer Art Jugendherberge, aber für alle wandernden Arbeiter bestimmt. Das wird uns verweigert. Ob wir den Zustand dieser Schlafstätten nicht sehen sollen, oder ob man immer noch hofft, uns genau so wie die durchreisenden Amerikaner schröpfen zu können, weiß ich nicht. Jedenfalls haben wir daraufhin unser Gepäck auf einen Karren geladen und sind unter den staunenden Blicken der Arbeiter, Soldaten und zahlreichen Kurgästen an den Strand gezogen, um dort unser Zeltlager aufzuschlagen. Unter einem riesigen Baume finden wir zwischen den Steinfeldern am Meere einen einigermaßen weichen Platz.

Unser Aufzug hat eine Menge Neugieriger herangelockt, und bald müssen wir unsere Gletscherseile um das Lager spannen, damit uns die halbwüchsigen Kinder nicht noch in die Zelte nachgezogen kommen. Viel rüchlichsvoller sind auch die Erwachsenen nicht. Man darf noch so deutlich zu erkennen geben, daß man keine Zeit hat, überall wird man angehalten und ausgefragt. Woher kommt ihr, Genossen? Was wollt ihr in Sowjetrussland? Seid ihr Mitglieder der kommunistischen Partei? Das sind fast regelmäßig die ersten Fragen. Dann geht die Unterhaltung weiter über die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse in Deutschland. Sie wurde von unseren russischsprechenden Reiseleitern meist bald abgebrochen, sobald sie über das rein Informativische hinausgeht.

Aus allem aber spricht der Heißhunger nach direkten Nachrichten aus der übrigen Welt. Man scheint also dem offiziellen Schneewittchen-Zeitungspegel doch nicht ganz zu trauen.

Großes Erstaunen zeigte sich immer, wenn wir erzählten, daß bei uns zwar eine große Notzeit ist, aber Nahrungsmittel, Kleider und Schuhe nicht rationiert sind.

Einer deutschsprechenden Frau am Strande schenken wir einen Laib Weißbrot und etwas Butter, die wir aus der Türkei mitgebracht hatten. Sie nahm beides nach anfänglicher Weigerung unter vielen Dankesworten mit leuchtenden Augen an. „Wir können uns keine Butter für 8 Rubel (16 Mark) das Pfund kaufen, und weißes Brot kennen wir nur noch vom Hörensagen“, ist ihre milde Antwort. Doch sie will uns unbedingt eine Gegengabe machen und bringt uns aus ihrem Vorratskorb eine Flasche heißes, scharflich schmeckendes Bier, von dem jeder von uns zum Glück nur einen kleinen Schluck erhält.

Die Strandpromenaden und die berühmten botanischen Gärten am Ufer mit ihren zahlreichen subtropischen Gewächsen sind gepflegt und sehr sauber, obwohl nirgends ein Wächter zu sehen ist. Früher war dieser schöne Uferweg für die Leute aus dem Volke gesperrt und nur den bevorzugten Kreisen zugänglich. Arbeiter, die sich hereinwagten, wurden mit der Knute herausgetrieben. Jetzt sind die Anlagen gefüllt mit ausruhenden Menschen. Durch die Aufhebung des Sonntags und die Einschaltung eines Ruhetages nach fünf Arbeitstagen gibt es in Russland immer so manche Menschen, die nichts zu tun haben. Daneben sind hier im Süden viele Delegierte aus den großen Städten zur Kur.

Es ist ein buntes, in seiner Gegenjählichkeit bestrickendes Bild, das sich hier am Meere bietet.

Rotgardisten und Milizleute in ihren Uniformen, Kommissäre in den allgemein getragenen weißen Kitteln und der runden Tellermütze, junge Mädels in kurzen, weit ausgeschlitzten Kleidern, bald mehr nur ein Badeanzug, gepudert und die Lippen dick geschminkt — das alles wirbelt durcheinander und bildet einen schroffen Gegenlag zu dem völlig unberührten Bilde des Morgenlandes, das wir noch gestern in den Bergen Türkisch-Kleinasiens gesehen hatten.

Reste der alten Zeit und des Mohammedanismus sind auch heute noch hier: zwischen Sowjetdörfern und Genossenschaftsläden ragt ein schlanke, weißes Minarett, und im Zentrum der Stadt leben noch die Reste des Bajars, wo die Bäuerinnen aus der Umgegend im Schwarzhandel ein paar erübrigte Eier und Brot ohne Karten zu unerhörlichen Preisen verkaufen. Zwischen Badelippen und kurzen Kleidern taucht auch hier nochmal eine verklärte Frau mit langen umhängelichten auf, dazwischen große Kaulasier in schwarzen Ruffenkleidern und bunten Gürteln. Armenier, Georgier, ja, sogar Türken aus dem Innern Asiens. Batum ist Grenz- und Mischstadt, nicht nur zwischen zwei Ländern, sondern zwischen Europa und dem Orient. Hier scheiden und treffen sich abendländische Zivilisation und orientalische Glaubenswelt.

Karl Möller.

Billige Arbeitskräfte

Vor dem Kriege wurde einmal bei den Ausschachtungsarbeiten für die Kanalisation einer kleinen mitteldeutschen Stadt eine Anzahl italienischer Arbeiter beschäftigt — weil sie billiger als die deutschen Arbeiter waren. Ein notorischer Bummler fand die Hände in den Hosentaschen, eines Tages an einem der Gräben und sah den schuftenden Arbeitern geniestrich zu. Da kam der Herr Oberbürgermeister. „Ja, sehen Sie mal, Lehmann, was das für fleißige Männer sind, und dabei arbeiten sie für so wenig Geld!“ Der Angeredete zwinkerte mit den Augen. „Das ist schon Stadtgespräch, Herr Oberbürgermeister; und wir wollen uns deshalb auch den Oberbürgermeister aus Staken hüten!“

Beinahe Tempeldiener Lohnt es sich, schreiben zu können?...

Der berühmte französische Humorist Tristan Bernard erzählt kürzlich in einer Künstlergesellschaft folgende erbauende Geschichte:

Es geschah vor Jahrzehnten: In einem kleinen Provinznest besuchte ein junger Mann den Rabbiner und bat ihn um eine Anstellung.

„Du kommst zu rechter Zeit“, sagte der Rabbiner. „Ich brauche gerade einen neuen Tempeldiener, da der alte mich im Stich gelassen hat. Du könntest seinen Posten übernehmen. Hast du Lust dazu? Viel brauchst du dabei nicht zu tun. Bedächtig darauf mußt du achten, daß jeder Gläubige seinen eigenen gepackten Platz einnimmt. Wer keinen eigenen Platz hat, den mußt du entfernen.“

„Na, das ist wirklich nicht schwer“, antwortete erfreut der junge Mann.

„Wohlgemerkt einmal mußt ich aber verreisen“, ergänzte der Rabbiner. „Sollte ich in dieser Zeit Einschreibebriefe bekommen, so mußt du sie annehmen und den Empfang bestätigen.“

„Wieso?“ schrie der junge Mann auf. „Muß ich dann etwas den Empfangsbescheinigungen unterschreiben?“

„Ja, selbstverständlich.“

„Das ist aber eine schätzbare Sache“, erwiderte der junge Mann traurig. — „denn... denn ich kann ja nicht schreiben.“

„Das ist wirklich schade“, gab der Rabbiner zurück. „Ich brauche einen Tempeldiener, der auch schreiben kann, da ich es mir nicht leisten kann, außer ihm auch noch einen Sekretär zu halten.“

Gefallen Hauptes, hoffnungslos entfernte sich der junge Mann aus der Wohnung des Rabbiners. Als er so traurig auf der Straße einhertrötete, begegnete ihm ein Bekannter, der nach Südamerika fahren sollte, doch wegen Familienereignisse nicht abreisen konnte. „Wilst du nicht nach Montevideo fahren?“ fragte ihn der Bekannte. „Ich schenke dir gern meine Fahrkarte.“

So reiste der junge Mann nach Südamerika. Kaum war er dort angekommen, so bekam er auch schon eine Anstellung in einer Fabrik. Nach einem Jahre konnte er die Fabrik auf und in der Folgezeit noch einige dazu. Nach 10 Jahren war er einer der reichsten Menschen in Uruguay geworden.

Eines Tages gab die Regierung von Uruguay ihm zu Ehren seiner Verdienste um die Volkswirtschaft wegen, ein Festmahl, zu dem sämtliche Mitglieder der Regierung, die höchsten Spitzen der Behörden und die Prominenten der Stadt und Gesellschaft erschienen. Eine Ufforderung überreichte ihm ein Prachtalbum und bat ihn, seinen Namen auf der ersten Seite einzutragen.

„Meine Herren“, wendete der Geseierte ein, „es tut mir außerordentlich leid, Ihrem Wunsch nicht nachkommen zu können. Ich kann leider nicht schreiben.“

„Wie, Sie können nicht schreiben?“ wunderte sich der Finanzminister.

„Können Sie denn nicht einmal Ihren Namen schreiben?“ erkundigte sich der Präsident der Ehrendelegation.

„Nein, meine Herren“, gestand unverhohlen der Geseierte, „nicht einmal meinen Namen kann ich schreiben.“

Da erhob sich der Finanzminister, um, das Glas in der Hand, eine feurige Rede auf den geehrten Mann zu halten.

„... Und zum Schluß“, beendete der Finanzminister seine schwungvolle Ansprache, „möchte ich meiner Bewunderung darüber Ausdruck geben, daß Sie, verehrtester Freund, der nicht einmal schreiben, ja, der nicht einmal seinen Namen schreiben kann, diesen Gipfel des Erfolges und Ruhmes erflommen haben. Was wäre aus Ihnen erst geworden, wenn Sie auch noch schreiben könnten!“

Da erhob sich langsam der Geseierte und warf leise und bescheiden ein: „Soll ich Ihnen sagen, meine Herren, was ich geworden wäre? — Tempeldiener.“ — o.s.

Der lust'ge Babbenheimer

Von Valentin Traudt

21. Fortsetzung

Schon längst gesehen sei das. Eins aber möchte er gern noch wissen. Ob er nicht in letzter Zeit irgend einem Menschen eine Jagdbüchse in Ordnung gebracht habe? Er verstehe doch etwas von Waffen?

Auch das war eine vergebliche Frage.

Zum zweiten Mal enttäuscht, beeilte sich der Landjäger, über die Wiege zu kommen.

Da war kein roter Kack zu verdienen. Die beiden Männer aus der Wähe sahen ihm diesmal lange nach.

„Was sagst du zu der Geschichte?“ kam es nun doch über des Wälers Lippen.

„Wer den Bod übersteuert hat? Das muß ein Gerissenner sei.“

Er ließ seine Augen umgehen, während er mit verdrossener Stimme sprach:

„Wer den Schuß gehört hat, das war der Mondberger Schärer. Dem sei Frau bringt auch Eier in die Stadt. He? Der der Michelsberger Schreiner? Na, das is auch einer.“

Dem Müller schien die Geschichte keine Ruhe zu lassen. Da war also einer in der Gegend, der ihm über war in Jagdlust und diesmal auch im Jagdglück. Ueber den Emswinkler Eichenjäger hätte er sich zwar nie hinausgemacht, selbst nicht wegen des Prachtbodes; aber in der näheren Nachbarschaft war er doch der erste.

„Wer 'n hat, der hat 'n.“ Damit geht der Knecht an sein Gatter. Wozu noch über eine Sache reden, die glücklich abgetan ist? Mit eifrigen Sägen, die Elbogen nach links und rechts schwenkend, kam die Hausfrau nun auf ihren Mann los.

Sobald wie möglich muß der Kerl aus 'm Haus. Erst das mit seiner Schimpferei auf 'n Verkammung an jetzt dem Fortmeister sein Bod weggeknappst. Der Babbenheimer wird 'n schon habe. Das glaube nur. Un mir sein mit in der Bredalle. Ja, ja. Un die Fieherei mit den Weiber. So was merkt d' natürlich net. Die Mühl' kommt ganz in Verzug. Un baue muß 'n was dem Bump.“

„Du schwäpst, wie d's versteht. Wer kann 'm nachweise, daß er den Bod geknappst hat? Niemand.“

„Aber je glaube 's doch.“

„Möge je ja. Un das mit den Weiber, das geht die Weiber an.“

„Aber he is schuld dra.“

„Dai is auch ei Standpunkt. Was he uns geschafft hat, das hast d' miterlebt. Un die Keshödd', von dene er was weiß? Laß mer den Bursch in Ruh. D' tußt grad, als ob er dir im Weg wär.“

„Un die Bauerei?“

„Da is he auch net schuldig.“

Sie ärgerte sich, daß ihr Mann so kaltblütig blieb.

„Hast d' überhaupt was gesehe, was schlecht von 'm war?“

Eifernd entgegnete sie: „Gesehe? Gesehe? Genug hab ich gesehe.“

„Un das wär?“

„Naderig hat he gebad't, un naderig hat he in der Sonn gelege, un kei Scham hat he. Un ei Mensch, der kei Scham net hat, is so gut wie ei Heid. Verstande?“

„Brauchst ja net hingucke.“

„Net hingucke? Wo das am helle lichte Tag gesehe is? Un gar am Sonntag, wo mer mal Zeit hat, überall in die Ecke zu gucke?“

„Daß he so ei reinlicher Kerl is, hätt ich gar net gedacht.“

„Unser Mädche hätt's auch sehe könne. Is das net ei Schleichigkeit?“

„Sin un her un her un hin, es ist mer net recht, daß he geht.“

Er wandte ihr den Rücken und wollte gehen.

„In der Nacht auf 'n Freitag mein ich is die Mühl' aber ei ganz Zeitlang leer gelaufe.“

„Wann 's kei zwei Stund war? Un wann auch, he kann 's net gewese sei. Außerdem wird der Mund gehalten. Versteht d' mich?“

Jetzt ging er wirklich.

Überall, wo man sich über den Fall unterhielt, war man sich darüber einig, daß entweder der Müller oder sein Knecht der Uebelthäter gewesen wäre. Die seien mit einer Lauge gewascher. Freilich war in der Wähe nichts gefunden worden; aber von dort wurde nicht einmal der Versuch gemacht, sich zu rechtfertigen. Wenn die Rede auf die freche Wilddieberei kam, schwiegen sich die beiden wie auf Verabredung aus. Konnte man das nicht als Eingeständnis auffassen, mehr noch, als Spott und Hohn über die Ohnmacht der Behörde?

Aber das blütenweiße Meizenmehl zog die Weiber immer wieder nach der Mühl' hin, und nach wenigen Wochen war alles

vergessen. Nur der Oberförster ließ den Bezirk öfter durchstreifen. Mehr konnte er auch nicht tun.

Und den zwei Kerlen aus der Wähe gegenüber konnte man nicht einmal ein wenig anzüglich werden. Spott tat denen nicht weh. Und zu spotten gab es auch gar nichts. Bei erster Sithelei konnte es zu Hieben kommen. Nein, deswegen ist es besser, den Mund zu halten. Eigentlich waren sie ja alle, der mehr, der weniger, von demselben Holz geschnitzt.

Die Sache war aus. Fertig, und nichts ist im Emswinkler gewesen.

Ein Kerle ist und bleibt der Babbenheimer.

Seit der Ulmenhofer wegen dem Mordsbod im Wald eingeschlagen und im Morgentau frohklappernd heimgekommen war, hustete er viel.

„Ich hun 's ei wenig auf der Blauze“, entgegnete er leichthin, sobald ihn ein Nachbar auf seinen Husten, den man nicht verschleppen dürfe, aufmerksam machte. Bei sich dachte er wohl, der kann recht haben; aber er ließ sich nichts merken. Von dem dumpfen Druck, den er auf der Brust hatte, konnte glücklicherweise niemand etwas wissen. Seine Frau, die an den Husten gewöhnt war, ging sorglos ihren Hofgeschäften nach. Er sah ja auch frisch aus, ging nach wie vor, wenn er mit seiner mächtigen Stimme gewekt hatte, durch alle Ställe und Wirtschaftsräume und zündete sich dann seine Jagdpfeife mit dem geschlitzten Holzspieß und den Baumleichen aus Eberjähnen an und beschleunigte den ganzen Tag zwischen den Jähnen. Ehe er sich ins Bett schwang, tat er den letzten Zug. Daß dabei ein Husten nicht so schnell vergeht, ist klar, dachte sie, aber er hat seinen Spaß am Paffen. Immer noch ak er in aller Frühe seine zwei geschlagenen Teller durchgehörter Hasersuppe mit einem Brotkrumen, rings um den Schöpfhünder herum und zwei Finger dick.

Wieder stand er nach dem Frühstück am Fenster bei seinem Tabakkasten und stopfte sich seine Pfeife, als sein Weib mit rachen Schritten auf ihn zukam, um Kermel zupfte und mit hüpfender Stimme sagte: „Es war gut, daß ich die Marie heimgeschickt hab. Die häßt Zeit war 's gewese. Sie hat 'n kleine Bub kriegt. Ich hab mir 'n gleich angeguckt. Er hat nifs unterm Aug.“

In den letzten Worten lag ein wenig Härkelton.

Aus ihren großen, festen Augensternen traf ihn ein kalter Schein ihrer ungerührten Seele.

„So“, sagte er trocken und hustete, indem er die ersten Züge tat.

„Ja und du?“

(Fortsetzung folgt)

Städte-Haushalte von anno dazumal

Vom Taler- zum Milliarden-Etat

Breslau war die wichtigste deutsche Großstadt Berlin kam noch lange nicht

Mit wachem Reiz blickt man heute, wo die deutschen Großstädte sich mühselig durch das Labyrinth ihrer Milliarden-Etats durchkämpfen, auf die Zeiten zurück, wo die Etats der deutschen Städte kaum größer zu sein pflegten, als der Personal-Etat eines aufstrebenden Großkaufmannes. Es ist das Verdienst des Ministerialrats Goslar im „Städteetag“ solche Reminiszenzen lebendig werden zu lassen.

Man erfährt da, daß die damals weitaus wichtigste deutsche Großstadt, Breslau, einen Etat von rund 167 000 Talern hatte; dazu kamen aber noch bedeutende außeretatmäßige Einnahmen, so daß bei 182 000 Talern Ausgaben die Stadt alljährlich noch bedeutende Vermögenswerte neu erwerben konnte. Zur gleichen Zeit, d. h. um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert hatte Berlin einen Gesamtetat von noch nicht 100 000 Talern, wovon 57 000 Taler Einnahmen bei 42 000 Talern Ausgaben darstellten. Damals war auch Frankfurt/Oder Berlin noch überlegen, und zwar in einer ganz besonders glücklichen Weise, denn hier deckte man den Ausgabenetat von rund 32 000 Talern aus Einnahmen, die mehr als dreimal so groß waren. Die Stadt Königsberg in Preußen hatte bei einem Gesamtetat von 138 000 Talern immer noch 5000 bis 8000 Taler Ueberschüsse, wengleich nach 1800 diese Ueberschüsse sich bald verminderten.

Das sind unzweifelhaft sehr harmlose und erfreuliche Ziffern; allein man soll dabei doch nicht allzu neidisch auf jene „gute alte Zeit“ zurückschauen, denn entsprechend den Etats waren auch die Leistungen der Städte an ihre Bürger und Steuerzahler sehr klein und unzureichend.

Wenn man erfährt, daß die Stadt Breslau im Jahre 1802 zum ersten Male überhaupt an deutsche „Schulhalter“ — Leiter von Volksschulen im Gegensatz zu den Lateinschulen — die großmütige Beihilfe von ganzen 12 Talern pro Kopf und Jahr gewährte, so wird man die damaligen Zustände nicht mehr mit so großem Reiz betrachten.

Alles andere, was für das Bildungswesen geschehen mußte, blieb der privaten Initiative und den kirchlichen Organisationen vorbehalten. Entsprechend lagen die Dinge auf dem Gebiet des Armenwesens sowie des Medizinalwesens. Allerdings konnte man sich ja damals auf das Funktionieren der privaten Hilfsbereitschaft ungleich mehr verlassen, als in den Millionen-Städten von heute. Immerhin blieb dabei die öffentliche Fürsorge in jeder Hinsicht in einem Maße zurück, von dem wir uns heute kaum mehr eine Vorstellung machen können, zumal man ja in der Vergangenheit beinahe ängstlich vermieden hat, jegliche Zeugnisse der nackten Realität unverfälscht zu überliefern.

Ein besonders merkwürdiges Bild bietet die Art der Finanzgebarung von damals. Die Idee der einheitlichen Kommunal-Kassenführung war bis 1800 im allgemeinen unbekannt. Man arbeitete mit einem System völlig getrennter Sonderkassen, wobei Magistrat, Gericht, Polizei, Bauämter usw. ihre eigenen Kassen hatten und nicht einmal verpflichtet waren, etwaige Ueberschüsse an die Stadt abzuführen. Naturgemäß ergab das eine Uneinheitlichkeit in der Kassenführung, die das städtische Rechnungswesen außerordentlich erschweren mußte.

Nach 1800 tat dann allerdings die strenge preußische Staatsaufsicht bald das ihre und stellte einheitliche Gesichtspunkte für die Finanzgebarung der Städte auf, die grundsätzlich auch bald anerkannt wurden, wengleich die Neigung der Städte blieb, sich anderer Methoden zu bedienen. So fügte sich zwar Breslau mit den übrigen schlesischen Städten, auf denen ja das besondere Augenmerk der preußischen Verwaltungen lag, den staatlichen Richtlinien und arbeitete von nun an mit einem regulären einjährigen Etat, aber Königsberg z. B. behielt seinen dreijährigen Etat und in einigen anderen Provinzen arbeitete man sogar mit Sechsjahres-Haushaltungen.

Immerhin weiß man, welche riesige Lasten und Opfer in den nächsten eineinhalb Jahrzehnten die preußischen Städte tragen mußten und tragen konnten, bis die große Steinische Reorganisation ihnen neue Grundlagen gab.

Schwerer Einbruch

1000 Mark Belohnung

In der Nacht von Sonntag auf Montag wurde hier ein schwerer Einbruch verübt. Gestohlen wurde ein Sparbuchschen der Spar- und Anleihekasse Lübeck, das auf einen Betrag von 8000 Mark lautete, eine dunkelbraune Geldkassette mit Schweizer Franken und holländischen Gulden im Betrage von 9930 Mark, eine Sparbüchse gefüllt mit alten Münzen, darunter Lübecker Silbergeld, goldenen 5- und 20-Mark-Stücken. Denkmünzen zur Erinnerung an die Einweihung des Elbe-Graben-Kanals liegen die Diebe mitgehen. Für die Herbeischaffung des Geldes ist eine Belohnung von 1000 Mark ausgesetzt. Sachdienliche Mitteilungen erbittet die Kriminalpolizei, Zimmer 12.

Kostenlose Kurse der Volkshochschule für die erwerbslose Jugend. Im Laufe der Woche beginnen wieder neue Kurse für jugendliche Erwerbslose. In folgenden Kursen können noch Teilnehmer zugelassen werden: Deutsch, Donnerstags 16 Uhr, Werkunterricht, Dienstags 16 Uhr, Biologie, Montags 9 Uhr, Kunstbetrachtungen, Mittwochs 9 Uhr (im Behnhaus). — Näheres im Hause der Jugend, Zimmer 7.

Wilhelm Kleve 80 Jahre



Am 28. Januar feiert Genosse Schneider Wilhelm Kleve seinen 80. Geburtstag. Mehr als 40 Jahre verbinden Kleve auf das engste mit dem kämpfenden Proletariat. Immer seiner Pflicht gegen Partei und Gewerkschaft bewußt, ist unser alter Freund ein leuchtendes Vorbild für uns.

Wir gratulieren dem alten Kämpfer auf das herzlichste und wünschen ihm noch sonnige Tage. Seinem Beispiel folgend wollen wir kämpfen bis zum Endsiege.

Weitere Hilfe für bedürftige Genossen

Die Solidaritätsaktion der Partei

Durch Abführung eines Notopfers besser bezahlter Parteigenossen ist der Vorstand der SPD. Lübeck auch in diesem Monat in der Lage, einen Geldbetrag an bedürftige Parteigenossen ausbezahlen zu können. Die Unterstützung erhalten verheiratete Genossen, die sich in der Krisenfürsorge befinden und noch keine Unterstützung von der Partei erhalten haben. Diese Genossen werden gebeten, sich am Mittwoch, dem 28. Januar, im Sekretariat zu melden und zwar A bis H in der Zeit von 10 bis 11 Uhr, I bis R 11 bis 12 Uhr und S bis Z von 12 bis 13 Uhr.

Eine Million Wohnungen zu wenig

Und Wohnungen stehen leer — weil zu teuer

In der Jahreshauptversammlung des Mieterschutz-Vereins, Landesverband Lübeck e. V., gab der stellvertretende Vorsitzende einen Uebersicht auf dem Gebiet des Wohnungs- und Mietwesens im Jahre 1930, aus dem hervorging, daß die Wohnungsnot unverändert anhält. Im deutschen Reich fehlen noch über eine Million Wohnungen. Trotzdem sind durch die letzte Notverordnung die 850 Millionen Reichsmark, die aus der Hauszinssteuer für den Wohnungsbau verwendet wurden, um fast die Hälfte gekürzt. Man erkennt, daß von der jetzigen Regierung und diesem Reichstag eine Besserung nicht zu erwarten ist. Die Mietergesetze sind fast bis zum Jahre 1932, wie es bisher beantragt war, nur bis Juni 1931 verlängert. Wichtige Baugesetze sind einstweilen zurückgestellt. Der süddeutsche Staat benutzt die seit dem 1. April 1930 eingeführte Mieterhöhung von 5 Prozent als Aufwertungssteuer. Die Hausbesitzer drängen auf Einführung eines Zuschlages von 10 Prozent für Untermiete, der vom Verein abgelehnt ist. Auch in Lübeck hat sich die Wohnungsnot noch nicht im geringsten geändert, wenn auch die Hausbesitzer das Leerstehen der Neubauwohnungen immer als Gegenbeweis

Die Oper des Volkes

Vor 30 Jahren starb ihr Schöpfer — Verdi

Von Walter Jacob.

Regisseur und Dramaturg am Lübecker Stadttheater

Am Mittwoch, dem 28. Januar, wird die Neuauflage von Verdis Oper „Die Macht des Schicksals“ im Lübecker Stadttheater erstmalig aufgeführt.

Der Begriff „Volksmusik“ ist immer von besonderer Wichtigkeit für die historische Einordnung und Abschätzung einer musikalischen Entwicklungsperiode gewesen. Die Beteiligung aller Volksschichten oder zumindest doch breiterer Massen an der Musikkultur einer Zeit ist der sichtbarste und untrügliche Beweis ihrer kulturellen und künstlerischen Reife. Jene Zeiten, in denen die „Volksmusik“ eine Selbstverständlichkeit war, in denen sich die Grenzen zwischen Volksmusik und Kunstmusik verwischten, da das Volkslied Element der Kunstmusik wurde, die Kunstmusik auf die Bildung des Volksliedes oder doch des volkstümlichen Liedes bestimmenden Einfluß nahm, waren sicher die gesündesten, von denen gerade das musikalischste Deutschland eine ganze Reihe in seiner Geschichte aufzuweisen hat. Am weitesten von diesem Idealzustand entfernte sich wohl das Musikschaffen der beiden letzten Jahrzehnte vor dem Weltkrieg, das als Höchstzuchtung exkluser Orchestermusik in der Musikgeschichte fortleben wird. Die höchste Steigerung der äußeren Mittel wurde erreicht, die Zahl der verwendeten Orchesterinstrumente, die Verfeinerung, verschiedenartige Aufteilung und Zusammenfassung der Instrumentalklänge wurde auf einen Gipfel getrieben. Die Orchesterkunst eines Richard Strauss, eines der Ueberlebenden dieser Vorkriegsperiode, dem auch in unserer so gänzlich gewanderten Zeit der Erfolg treu geblieben ist, ist als Spezialistenleistung kaum noch zu überbieten. Aber von einer Volksmusik dieser Zeit wird die Geschichte wenig zu vermelden haben. Die Kunstmusik hatte alles Bodenständige, alles aus dem Boden des volkstümlichen Elementaren Kommende, zugunsten einer höchsten technisch-artistischen Verfeinerung, die für den „Eingeweihten“ bestimmt war, verlassen. Zwar gab es Tonkünstler — einen Gustav Mahler etwa —, die das Volkslied suchten, von ihm sich neue schöpferische Befruchtung versprochen; aber dahinter lag die tiefe, die schmerzliche Angst des Dekadenten als die selbstverständliche Kraft großer, primitiver Volkstümlichkeit.

Erst die auf gänzlich andersgeartete, neue soziale und kulturelle Grundlagen gestellte Nachkriegszeit entdeckte die „Volksmusik“ neu. Die Volksmusikbewegung, die Bewegung der Sing- und Spielscharen, der Jugendmusik, der neuen Chorleitung, der Volksmusikerverziehung sind in wenigen Jahren aus dem Boden geschossen. Eine Volksliedrenaissance, eine ganze neue Volksmusikliteratur, die in unangenehmer Bedroh-

beziehung zu der neuen, der Vorkriegsmusik ganz gegenläufigen Kunstmusik unserer Tage steht, ist entstanden. Was Wunder, daß auch für die Oper, dieses komplizierteste und, wenn man will, paradoxeste Gebilde der musikalischen Entwicklung, die Forderung nach Volkstümlichkeit aufgestellt, die „Volksoper“ als Zeitaufgabe gefordert wurde. Die Opernproduktion unserer Zeit hat die erste Antwort darauf mit dem „Lehrstück“ gegeben, das mit einer gänzlich erneuerten und veränderten Opernszene (soweit man davon im Falle „Lehrstück“ überhaupt noch reden kann) eine neue Beziehung zu einem primitiv-mitteleuropäischen Publikum schaffen sollte. Aber auch der reproduzierende Opernapparat soll im Sinne der „Volksoper“ eingeseht werden. Altes und Neues soll, in einer zeitnahen Form geboten, versuchen, den Anschluß an die Forderung nach Volkstümlichkeit oder doch volkstümlicher Kunst zu finden. Daß hierbei Grenzen im Stofflichen sehr bald zu beachten sein würden, war vorauszu sehen. Nur was lebendig im zeitverbundensten Sinne ist, kann in die Breite wirken. Sei es nun zeitverbunden aus seiner Zeitlosigkeit, aus seiner nie verlegenden künstlerischen Jugendfrische (Händel, Gluck, Mozart), aus primitiver Spielfreudigkeit (das ganze Gebiet der komischen Oper) oder aus Gegenwartaktualität (Hindemith, Krenek, Weill). Der Kunst der Romantik, die gipfelnd in Wagners Gesamtkunstwerk recht eigentlich eine opernbetonte Kunst war, stand in der antimantischen Gesinnung unserer Zeit und ihrer Massen ein schweres Hemmnis entgegen. Die „große“ Oper in ihrer Gebundenheit an Ausstattung und theatralischen Pomp schied von selbst aus wie vieles gerade typisch Opernmäßige für den Begriff „Volksoper“ ausscheiden mußte. Denn Oper, das war ja bis dato ein Luxusgenuss, ein aus einem Mißverständnis — dem Wunsch nach Wiedererweckung des antiken Dramas zur Zeit der Renaissance — spätgeborenes Bastardkind einer großen Kunstentwicklung. Höfe, Mäzene hatten sich dieser „teuren Beschäftigung“ angenommen. Und es war ein Wunder, eine Ueberlebung der Realitäten, daß auf diesem Boden dennoch Meisterwerke wie Glucks „Iphigenien“, wie Mozarts „Figaro“, wie Beethovens „Fidelio“ wachsen konnten. Eigentlich gibt es, einige sporadische Erscheinungen ausgenommen — man denke etwa an die englische „Bettleroper“, die Kurt Weill als Vorlage für seine „Drei Groschenoper“ dienen konnte, oder an die Brillante Revolutionsnacht nach einer Aufführung von Aubers „Stimme von Portici“ —, nur ein Land und eine Epoche, in der Volk und Oper sich begegnen. Es ist die Zeit vor der Einigung Italiens und es ist das Genie Verdis, das in dieser Zeit seinen Aufstieg beginnt, das den Typus „Volksoper“ in seiner bisher gültigsten Form ausgeprägt hat. Nicht, daß in seiner Schreibweise eine Beschränkung auf eine nationale Bindung, auf eine soziologische Schicht gelegen hätte; im Gegenteil, er schrieb für Europa, für das Theater der Welt, und seine Stoffe, die er oft wenige Monate vor den vertraglich festgelegten Aufführungsterminen erst zu Gesicht bekam, sind kaum an Nationales gebunden, so daß uns heutigen die Schranken der Zensur, die Verdi

über sich ergehen lassen mußte — sein „Mastenball“ spielt deshalb heute noch in Boston (!) —, völlig unverständlich sind. Verdi hat niemals politische Aktualität in Musik gesetzt. Wohl mag seine jündende Melodie ein Echo im Freiheits- und Einigkeitstempel eines Volkes gefunden haben. Denn alles, was er schrieb, war ja volkstümlich und volksverständlich im besten Sinne, es legte nichts voraus als die Fähigkeit, sich von großer, vollendeter Kunst begeistern und beglücken zu lassen. Es war die menschlichste und deshalb vielleicht universallste aller Operngattungen, die Verdi schuf. Seine Töne mochten primitiv sein, oft die Grenze des für die Bühne überhaupt noch Möglichen berühren, die Musik, in die er sie zu betten verstand, die Melodiebögen, die Gesangsstimmen, die er aus ihnen hervorzauberte, machen sie zum ewigen Abbild aller Leiden und Freuden der Menschenseele. Musikalische Form und leidenschaftlich singende Menschenstimmen gingen einen Bund ein, der neben der gewaltigen Krise, die die gleichzeitige Erscheinung Richard Wagners für das musikalische Theater bedeutete, die Opernkunst nicht nur noch einmal retten, sondern auch zu einem neuen Gipfel führen konnte. Alle Nationen, alle Volksschichten konnten sich im Verständnis, in der Bewunderung dieses Kunstwerkes finden. Die Oper des Volkes war von einem zukunftsweisenden Genie geschaffen, ehe sie das Volk selbst aus neuen kulturellen und sozialen Voraussetzungen forderte. Und es war eine jener zeitgeborenen Selbstverständlichkeiten, daß ein Dichter vom Range Franz Werfers sich in dem Augenblicke, da die Frage der „Volksoper“ akut wurde, bereit fand, durch seine Mittler- und Deutertätigkeit die Blide auf einen bereits vollendet geschaffenen Typus besser volkstümlicher Opernkunst hinzulenken, ja als Uebersetzer, Nachdichter, Romancier und Briefsammler die Totalität Verdis, den Menschen, den Dramatiker, den Musiker, die gewaltige volkstümliche Gesamtercheinung Verdi überhaupt erst zu entdecken.

Sicherlich wird die Gegenwart und die nächste Zukunft neue, eigenartige, zeitgeborene Antworten auf die alte Frage der „Volksmusik“ und die neue, erst in unserer Zeit erhobene Forderung einer „Volksoper“ geben. Keine Epoche aber wird mehr das Werk dieses Riesens Verdi vergessen oder umgehen können, der zu einem Zeitpunkt, da fast die ganze übrige europäische Musik vor allem die gesamte musikalische Produktion einem immer volksfremderen Spezialistentum verfiel, aus seinem volksverbundenen Künstlertum, das nichts anderes als sein Menschentum war, die Volksoper einer ganzen Welt geschaffen hat.

Die musikalische Leitung der Erstaufführung von Verdis „Macht des Schicksals“ hat Herr Kapellmeister Lejchitzky; die Inszenierung leitet Herr Walter Jacob; für das Bühnenbild zeichnet Herr Ludwig Zuckermandel-Bassermann.

In den Hauptpartien sind beschäftigt die Damen Diekmann, Nicol, Vogel und die Herren Ardelt, Göllnik, Günther, Rubin, Rainzberg, Kestemper.

anföhren, so verschweigen sie, daß die Werten hierfür reiner bezahlet kann. Die Tätigkeit des Vereins ist eine rege gewesen. Der Kassenbericht brachte gute Resultate. In Stelle des aus dem Verein ausgeschlossenen letzten ersten Vorsitzenden Hartmann wurde der bisherige Schriftführer Senzen gewählt, weiter wurden drei neue Vorstandsmitglieder hinzugewählt.

Seelente! Steht zum Gesamtverband!

Die Moskowiter zer schlagen alles

Antwort an die „Norddeutsche Zeitung“

Ein Reinfall der Reformisten im Gesamtverband. Unter dieser Ueberschrift erschien am 21. Januar in der „Norddeutschen Zeitung“ ein Bericht über die am 16. Januar im Gewerkschaftshaus abgehaltene Mitgliederversammlung der Seelente des Gesamtverbandes. Wir würden uns mit diesem Geschreibsel nicht befassen, wenn die darin aufgestellten Behauptungen nicht gänzlich aus der Luft gegriffen wären. Wir lassen zunächst der Norddeutschen Zeitung das Wort. Sie schreibt: „Der nächste Punkt der Tagesordnung, die Wahl der Sektionsleitung, brachte die Reformisten aus dem Häuschen, so daß sich Dörfling dazu verweigerte und erklärte, daß, wenn Oppositionelle in die Leitung gewählt würden, und sie den Parolen der R.G.D. folgen, sie (gemeint sind die Reformisten) dann unanständig gegen jeden vorgehen müßten.“ In dieser Behauptung ist auch nicht ein wahres Wort. Im Verlauf der Versammlung, die übrigens friedlich und kameradschaftlich verlief, wie wir es in letzter Zeit nicht mehr gewohnt sind, ist weder von Kollege Dörfling, noch von sonst mehr Versammlungsteilnehmer ein Wort über Ausschüsse von Anhängern der R.G.D. geäußert worden. Richtig ist vielmehr, daß, als nach Schluß der Versammlung die neu gewählten Mitglieder der Sektionsleitung ihre Adressen dem Kollegen Dörfling übergeben, einer von ihnen, der das R.G.D. Abzeichen trug, von Kollegen Dörfling darauf hingewiesen wurde, daß die Sektionsleitung in der R.G.D. sich nicht mit der Funktion eines Vorstandsmitgliedes einer freigewerkschaftlichen Organisation vereinbaren. Alle vier erklärten, daß sie sich mit der R.G.D. nicht abgeben. Von irgendwelchen Ausschüssen redet, ungeschicklichem Vorgehen ist auch hier nicht die Rede gewesen. Weiter schreibt die Norddeutsche Zeitung: „Sodann wurde der Fall des Dampfers „Kattfand“ besprochen, wo die Reederei einen Eckraub von sieben Prozent plante. Unter dem Druck der Versammlung mußte dann Dörfling erklären, daß das Schiff solange den Hafen nicht verlassen dürfe, bis die Schiffsleitung den beschuldigten Eckraub zurücknimmt.“ Auch diese Behauptung ist aus der Fingern gezogen. Nicht unter dem Druck der Versammlung, sondern schon im Laufe des Tages, also vor der Versammlung hat Kollege Dörfling diese Erklärung abgegeben und der Besatzung des Dampfers „Kattfand“ die nötigen Verhaltensregeln erteilt. Der geplante Eckraub von sieben Prozent, wie die Nichtzahlung von Ueberstunden ist durch das energische Eingreifen des Kollegen Dörfling abgewehrt worden. Der Dampfer „Kattfand“ konnte am Sonntag nach Belegung des Hafens den Hafen verlassen. Über das war gerade der wunde Punkt. Es war der R.G.D. nicht darum zu tun, zunächst und unter allen Umständen die Kollegen des Dampfers „Kattfand“ zu schützen und ihnen zu ihren Forderungen zu verhelfen, sondern nebst in einer am Sonntag morgen bei Baumgarten stattgefundenen Versammlung ihre eigenen Forderungen auf Stellung eines zweiten Deckers ein für die Ausfahrt des Dampfers „Kattfand“ einbringen zu machen. Und dann kommt ihre ganze Wut in Form eines gleichfalls folgenden Berichtes über den Bericht des Kollegen Dörfling zum Ausdruck.

Verriet der Reformisten Dörfling

Daß die Seelente der Reformisten Dörfling am Freitag nachmittag haben, hat sich bereits am anderen Tage gerächt. Jeder Dörfling ohne die Seelente zu fragen mit dem Reder Verhandlungen geworfen hat, die nicht den Forderungen der Seelente entsprechen. Dörfling hat den Reder Drogen des Dampfers „Kattfand“ schon zurückgelassen und mit der Streikleitung verbunden wollte. Dörfling hat sich vor den Seelenten verweigert. Unsere Forderung auf den zweiten Decker bleibt bestehen. Der Eckraub ist vorläufig abgelehnt. Aber es wird um neuen Kampf kommen, darum müßten die Seelente zum neuen Kampf rufen. Denn in Zukunft werden die Seelente, wie es in ihrem Rundschreiben heißt, an den Kampf zu brechen nur noch laut Vereinarbeitungen müssen. Im Kampf abzuweichen heißt auch geschloßen hinter die Reformistische Gewerkschafts-Direktion.

Beläugte Dörfling, den berufsmäßigen Arbeitervertreter! hinein in die R.G.D.

Wir müssen dazu erklären, daß Kollege Dörfling in vollem Bewußtsein und zwar zur vollen Verantwortlichkeit der für den Fall „Kattfand“ in Frage kommenden Kollegen geschaltet hat. Wir müssen uns, daß die Mehrheit der im G.-R. organisierten Seelente dem Kollegen Dörfling ihr volles Vertrauen angedeihen und nicht den berufsmäßigen Arbeitervertreter in ihm sehen. Und wenn wir schließlich diese Mehrheit der R.G.D. haben? Sie überantwortet zur Gründung neuer Gewerkschaften zur Verhinderung des Rücktritts der Arbeiterklasse. Die organisierten Seelente haben alle Ursache, was ernstlich mit dieser Frage zu beschäftigen. Uns allen sind noch sehr deutlich die acht Jahre des Bestehens in Erinnerung. Hier Verleumdung — hier Schiffschicksal. Wollen wir diese Jahre des unigen Werdens noch einmal über uns ergehen lassen? Die Antwort kann nur lauten: nein, und dreimal nein! Und auch werden wir alle Kollegen, die bis heute den Kampf der Seelente nicht begriffen haben, auf sie einzurufen in die Form der organisierten Seelente. Werdet Mitglied im Gesamtverband! Es ist eine ungeschickliche Nacht.

Der letzte Mann gegen den Kampf in da. Das nach antiken Anmerkungen bearbeitete kleine Ferngespräch für Cäcilie und Umgebung (kleines blaues) Ausgabe 1931 ist erschienen. Es ist herausgegeben von der Deutschen Reichsbahn in Verbindung mit der Firma Max Schmidt & Co. Die verschiedenen Exemplare werden von Montag ab in den Buchhandlungen des Reichsbahnbezirks zu haben sein. Das Buch kann auch bei dem Verlag für Bücher und Zeitschriften, Mengstraße 16 abgeholt werden. Preis 1,50 RM. Das Buch enthält alle Änderungen bis Anfang 1931. Besonders sind auf die wichtigsten Dienstverträge auf den Seiten 3 und 5 hingewiesen.

Sehen Sie sich ein Foto an! Jeder, der Tag für Tag sieht, wie wir, ist es in der Welt, im Büro oder im Haushalt, wenn wir durch einen Unfall angefallen und mit geringem Gewinn zu verurteilen. Über gerade das berichtet der neue, kleine, handliche, aber sehr schön illustrierte, die Arbeiterklasse in der Welt, ist es ein Buch, das es an der richtigen Stelle hat und die zur Verfügung stehenden Geldmittel sind so gering, daß es eine größere Bekanntheit oder gar Bekanntheit kaum zu denken ist. Hier wird der Reichsbahnbezirk für die richtige Führung haben. Seit Jahren schon veröffentlichen wir die schönsten Karten aus In- und Ausland. Die Karten sind so genau als möglich gehalten und können in besonderen Anmerkungen in sehr großer Zahl angeordnet werden. Es können auch Anmerkungen in den handschriftlichen Karten gemacht werden. Dann folgen, wie schon, Karten nach Polen, Paris, Venedig, Palermo, Rom, an der Riviera, an den Alpen, nach Schweden, in das

Entscheidungen der Arbeitsgerichte

Der Kampf um die Arbeitspapiere

Ein sehr großer Teil der von den Arbeitsgerichten geführten Prozesse betrifft die rechtzeitige Herausgabe der Arbeitspapiere, Schadenersatz bei nicht rechtzeitiger Ausfertigung und Änderung der erteilten Zeugnisse. Da der Tatbestand dieser Klagen fast immer der gleiche ist, geben wir nachstehend einen kurzen Ueberblick über die Entscheidungen, die die Arbeitsgerichte in solchen Fällen getroffen haben.

In vielen Betrieben ist es neuerdings üblich geworden, die Arbeitnehmer von Zeit zu Zeit einer Leistungsprüfung zu unterziehen. Hat ein Arbeitnehmer in dieser Prüfung gut abgeschnitten, so hat er nach einer Arbeitsgerichts-Entscheidung doch keinen Anspruch darauf, daß das Ergebnis der Prüfung im Zeugnis erwähnt wird. Unter Leistungen können nur die vom Arbeitnehmer ausgeübten tatsächlichen Arbeiten verstanden werden, nicht aber gelegentliche Prüfungen. — Die Konsequenz aus dieser Entscheidung ist, daß auch der Arbeitgeber im Zeugnis keinen Vermerk machen darf, wonach der ausgeschiedene Arbeitnehmer in einer Prüfung besonders schlecht abgeschnitten habe.

Beseitigung der Ehrlichkeit

Eine besonders wichtige Entscheidung spricht dem Arbeitnehmer einen Anspruch darauf zu, daß die Führung im Zeugnis im einzelnen näher erläutert wird. Insbesondere hat eine Kassiererin Anspruch darauf, daß ihr ausdrücklich ihre „Ehrlichkeit“ bescheinigt wird.

Die Form des Zeugnisses bestimmt ausschließlich der Arbeitgeber. Das Arbeitsgericht Berlin hat eine Klage auf Änderung eines erteilten Zeugnisses abgewiesen, weil die Klägerin eine ganz bestimmte Fassung des Zeugnisses verlangte. Nach Ansicht des Arbeitsgerichts ist ein Klageanspruch unbegründet, wenn von dem Kläger versucht wird, den Inhalt des Zeugnisses selbst zu bestimmen.

„Genügend“ genügt

In einem anderen typischen Zeugnisstreit hat das Arbeitsgericht Berlin nachstehende Rechtsgrundzüge aufgestellt, die wir wörtlich wiedergeben: „Wenn der Beklagte im vorliegenden Falle ein Zeugnis ausgeschrieben hat, in welchem die Führung und Leistung des Klägers als „genügend“ gekennzeichnet werden, so hat er damit die Erfordernisse des Gesetzes voll und ganz erfüllt. Es geht über die Befugnisse des Gerichts hinaus, dem Beklagten eine ganz bestimmte Form oder einen bestimmten Inhalt des Zeugnisses vorzuschreiben. Außerdem hat der Kläger auch nicht nachgewiesen, daß seine Führung und Leistungen tat-

sächlich „gut“ waren.“ — Dem ist nur noch hinzuzufügen, daß der Nachweis, Führung und Leistung seien tatsächlich gut gewesen, von einem Arbeitnehmer später nur sehr schwer zu führen ist. Derartige Prozesse haben nur sehr wenig Aussicht auf Erfolg.

Schadenersatz bei nicht rechtzeitiger Herausgabe

Der Arbeitgeber ist verpflichtet, einem entlassenen Arbeitnehmer sofort die vollständigen Papiere herauszugeben. Kommt der Arbeitgeber seiner Pflicht nicht nach, so ist er auf Grund der §§ 985 bis 992 BGB. schadenersatzpflichtig. Es ist dies die ständige Rechtsprechung der Arbeitsgerichte. Das Arbeitsgericht Berlin hat als Folgerung hieraus eine Entscheidung gefällt, wonach einem Arbeitnehmer eine Vergütung für die Zeit zugesprochen wurde, die er aufwenden mußte, um die nicht rechtzeitig vom Arbeitgeber erhaltenen Papiere abzuholen. Weiterhin ist der Arbeitgeber verurteilt worden, Schadenersatz zu leisten für den Ausfall an Lohn, den der Arbeitnehmer hatte, weil er wegen des Fehlens der Papiere nicht in der Lage war, eine andere ihm angebotene Arbeit anzunehmen.

Ausfertigung der Papiere ist eine Holschuld

In einem anderen Streitfall ist entschieden worden, daß die Verpflichtung zur Ausfertigung der Arbeitspapiere nach § 269 BGB. eine sogenannte Holschuld ist. Erst wenn der Arbeitnehmer vergeblich versucht hat, seine Papiere zu erhalten, ist der Arbeitgeber verpflichtet, die Papiere dem Arbeitnehmer zu übergeben. Kommt er dieser Verpflichtung nicht nach, so gerät er in Verzug und hat die Folgen zu tragen. Hinsichtlich des Zeugnisses und der Arbeitsbescheinigung kann der Arbeitgeber jedoch erst dann in Verzug geraten, wenn der Arbeitnehmer diese Papiere ausdrücklich verlangt hat, da eine generelle Verpflichtung zur Zeugniserteilung nicht besteht.

Krankheit und Zeugnis

Der Arbeitnehmer hat Anspruch darauf, ein auf Führung und Leistung ausgedehntes Zeugnis (§ 73 BGB.) zu verlangen. Nach einer Entscheidung des Arbeitsgerichts Berlin gehören Angaben über Dienstverhältnis des Arbeitnehmers, insbesondere über sein Fernbleiben infolge von Erkrankung, grundsätzlich nicht in ein Zeugnis. Lediglich, wenn der Arbeitnehmer eine Krankheit vorgetan hat und aus diesem Grunde seine Arbeit veräußert hat, ist ein Hinweis im Zeugnis angebracht, weil ein derartiges Verhalten bei der Beurteilung der Führung und Leistungen zu ziehen ist. —

Neuerwerbungen der Öffentlichen Bücherhalle

Mengstraße 28

- im Besaß ausgesetzt vom 23. Januar bis 5. Februar
- Senfeling, Robert. Der neu entdeckte Himmel. Das astronomische Weltbild gemäß jüngster Forschung. Mit Taf. 1930. 124 S.
- Photographien aus dem Weltraum: Sonne und Mond, Planeten, Sternbilder und Sternwolken, machen, durch eine verständliche Darstellung erläutert, dem Auge das Unendliche neu erfahrbar.
- Die Möglichkeit der Weltraumfahrt. Allgemein verständliche Beiträge zum Raumfahrtproblem. Hrsg. von Willy Ren. Mit Abb. 1928. 348 S.
- Eine Reihe von Aufsätzen berühmter Wissenschaftler und Techniker, die an der Theorie der Weltraumfahrt und an den Raketenkonstruktionen, die ihrer Verwirklichung dienen sollen, gearbeitet haben.
- Meyer, Gußtag Friedrich. Schleswig-holsteiner Sagen. Mit Taf. u. Abb. 1929. 362 S.
- Eine sehr reichhaltige, gutgeleitete Sammlung von aus Landschaft, Geschichte und Volksglauben Schleswig-Holsteins erwachsenen Sagen, die zugleich die Stammesgeschichte des Schleswig-holsteinischen Volkstums charakterisieren.
- Arnold, Ernst Moritz. Briefe an eine Freundin (Charlotte von Kahlen). Hrsg. von Erich Gölzow. Mit Taf. 1928. 240 S.
- Die Briefe enthalten die fast fünfzigjährige Herzensfreundschaft des Freiheitskämpfers Arnold und der frommen pommerschen Gellert-Charlotte von Kahlen, eine Freundschaft von seltener Frömmigkeit und Reife, von hohem Schöpfung und Gleichklang der Gesinnung, in der Liebe mündigt, aber so verhalten, daß sie erst im hohen Alter in Worten Ausdruck findet.
- Lenzing, Elise. Briefe an Friedrich und Christine Hebbel. Hrsg. von Rudolf Kadel. Mit Abb. 1928. 245 S.
- Die Briefe Elise Lenzings, fast alle an Christine gerichtet, zeigen sie auch nach der Trennung von Hebbel im Herzen noch auf das Innigste mit ihm und den Seinen verbunden. Teils in Gedanken mit ihnen lebend, und lassen gerade darin und in Hebbels gleichgültigem, unfreundlichem Verhalten die Tragik des Verhältnisses erkennen.
- Hauptmann, Carl. Leben mit Freunden. Gesammelte Briefe. Hrsg. von Will-Erich Peuckert. 1928. 419 S.
- Eine Briefauswahl, die ein klares und schönes Bild von Carl Hauptmanns Leben und innerem Leben gibt, ihr erst als Erkenntnis jüngerer Menschen zeigt, dann im Ringen um seine Dichtungen, hohen künstlerischen Zielen zureibend, immer aber in einer großen, stillen Menschlichkeit und in unmaßiger, mitleidender Verbundenheit mit den Freunden.
- Pinnow, Hermann. Deutsche Geschichte. Volk und Staat in tausend Jahren. Mit Abb. 1929. 392 S.
- In großen Umrissen, fest und anschaulich wird die Entwicklung der politischen Lebensform des deutschen Volkes von den Sachsenkaisern bis zur Gegenwart im engen Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Arbeit und dem geistigen Leben geschildert.
- Groener, Wilhelm. Das Testament des Grafen Schlieffen. Operative Studien über den Weltkrieg. Mit Bildertaf. u. Skizzen. 1927. 256 S.
- Eine Sammlung von Aufsätzen, die, ausgehend von den strategischen Grundgedanken Schlieffens und seinem Plan für die Entscheidung an der Westfront an der deutschen Führung im Westen und im Osten eingehend Kritik üben.
- Der Feldherr wider Willen. Operative Studien über den Weltkrieg. Mit Skizzen. 2. Aufl. 1931. 266 S.
- Kritische Betrachtungen, nur allem über die Verantwortlichkeit und Kriegsführung des jüngeren Moltke und die Marschschlacht.
- Das Briand-Memorandum und die Antwort der europäischen Mächte. 1930. 67 S.
- Steinberg, J. Als ich Volkskommissar war. Episoden aus der russischen Oktoberrevolution. Mit Abb. 1929. 254 S.
- Bewegte Schilderungen aus den ersten Monaten des bolschewistischen Regimes, als die linken Sozialrevolutionäre zu denen der Partei gehörten, noch an der Regierung beteiligt waren und innerhalb ihrer Partei für Menschlichkeit kämpften.
- Lyon, Eugène. Sacco und Vanzetti. Ihr Leben und Sterben. Aus d. Amerikaner. 1928. 239 S.
- Der schreckliche Prozeß, der mit der Hinrichtung der beiden aller Menschlichkeit nach unzulässigen italienischen Anträgen endete, wird als Beispiel kapitalistischer Klassenjustiz dargestellt.

Leuchtturm auf Wolkenkrägen

8 Millionen Kerzen krahlen

Vom Dach des neuesten Wolkenkrägers von Chicago, des LaSalle-Bau-Gebäudes, glänzt seit kurzem ein Stern von so ungeheurer Leuchtkraft, daß ihn die Flieger nachts schon aus 300 Kilometer Entfernung und 1500 Meter Höhe erblicken. Der Leuchtturm sendet rote und weiße Strahlen aus, von denen jeder eine Leuchtkraft von 8 Millionen Kerzen besitzt. Auch bei Tage und bei düstem Nebel können sie von den Fliegern wahrgenommen werden. Die Regierung der Vereinigten Staaten erwägt den Plan, auch auf Bergespitzen und solchen Plätzen, an denen Flieger gefährdet werden können, ähnliche Leuchttürme zu errichten.

Rund um den Erdball

Tausends „Goldener Topf“

Finanzminister Zeuge des Münchener Schmelzen

München, 24. Januar (Eig. Ber.)

Am Sonnabend hörte sich das Gericht im Münchener Goldmacherprozess volle fünf Stunden lang einen der wichtigsten Zeugen des Monstre-Prozesses an, nämlich den Dresdener Fabrikanten Herbert von Obwurzer, den tüchtigen Geschäftsführer und Finanzminister des Goldmachersvereins. Obwurzer ist felsenfest von der Richtigkeit der Tausendschen Theorie überzeugt und ließ sich diesen Glauben auch dann nicht nehmen, wenn Versuche des Goldmachers sich für den vernünftigen Beobachter ganz offensichtlich, gelinde gesagt, als Hanswurstaube entpuppten. Als einmal das „vorbereitete“ Material in den Schmelzöfen gesteckt werden sollte, zerbrach infolge irgend einer Ungeschicklichkeit der Chamotte-Ziegel und die verdunsteten Zeugen mußten zu ihrer Verblüffung an den Wänden des zerbrochenen Gefäßes Goldspuren wahrnehmen, die also bereits vorhanden waren, bevor das Experiment überhaupt durchgeführt worden war. Wer aber glaubte, daß die Leute nun kuriert gewesen wären, verkennt die Züge der Tausendinteressenten. Die Folge dieser Lehre war lediglich, daß man Tausend in Zukunft etwas genauer auf die Finger sah, und daß sich Tausend ängstlich davor hütete, seine Experimente wieder so offensichtlich verunglücken zu lassen.

Wie ein Märchen hörte sich die Schilderung des großen Versuches an. In jenem denkwürdigen 16. Juni 1928 sei ein Schmelzriegel mit 750 Gramm Masse ausgefüllt und zwei Messerspitzen weißes Pulver hinzugegeben worden. Das Material sei sodann erhitzt worden und siehe da, nach einiger Zeit enthielt der Riegel Blei und Gold im Verhältnis von 1 zu 1. Auf den Rat Tausends habe man den Riegel ½ Stunden lang über dem Feuer gehalten und nun wach auch der bleierne Teil seinem edleren Bruder. Aus 750 Gramm Urmaterial wurde 723 Gramm chemisch reines Gold. Die Verblüffung sei außerordentlich groß gewesen. Leider sei Tausend „wegen Mangel an Katalysatoren“ nicht mehr zu bewegen gewesen, weiterhin derart ergiebige Experimente durchzuführen.

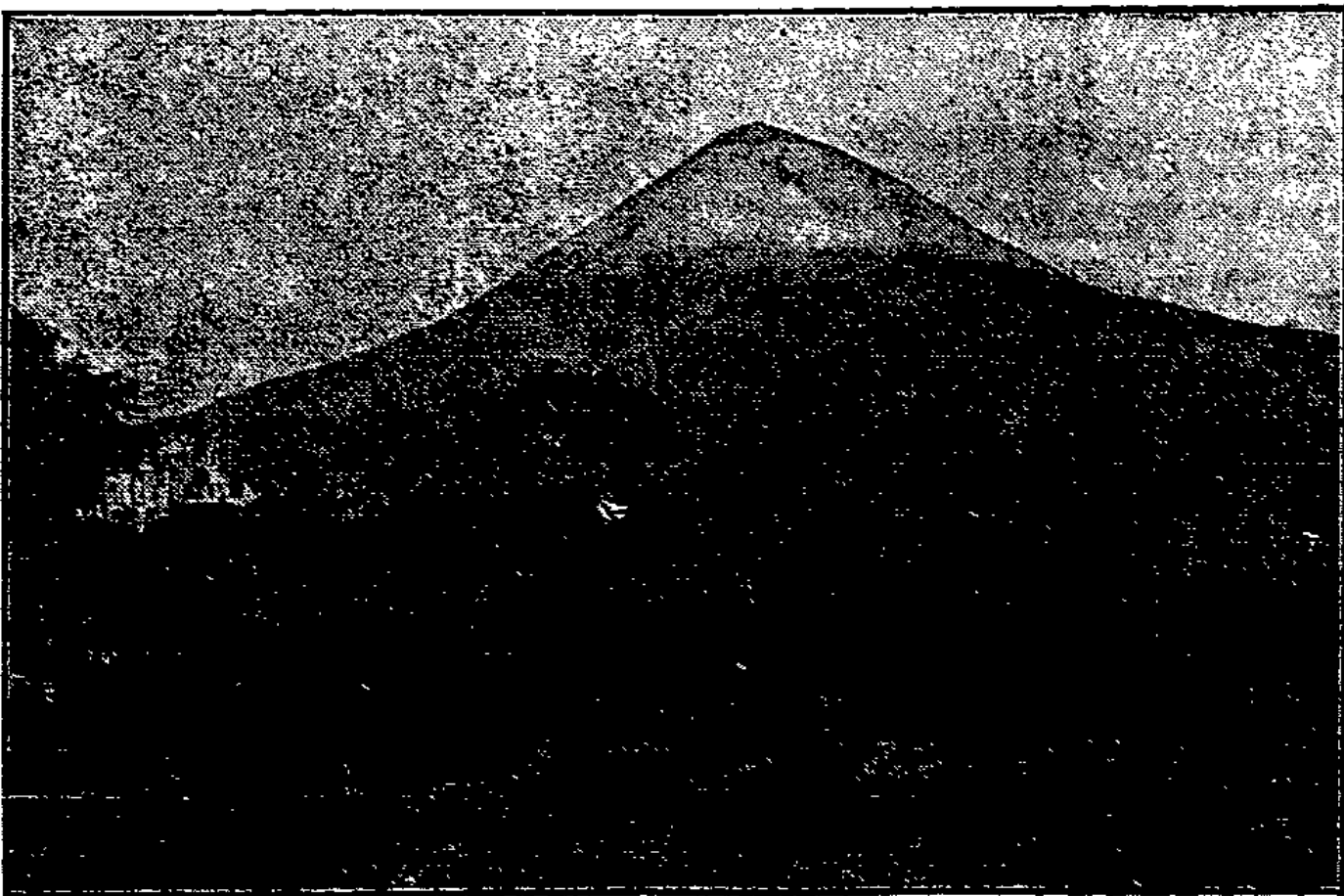
Bei einem anderen Experiment wurde nach der Behauptung des Zeugen 130 Gramm Gold erzielt. Über dieses Gold habe nicht wie Gold ausgesehen, sondern war von weißlicher Farbe. Erst nach einigen Tagen habe das Stück plötzlich eine gelbliche Färbung angenommen. Der Vorsitzende meinte dazu, daß es sich möglicherweise um eine Legierung gehandelt haben könne. Nein, gewiß nicht, versicherte der Zeuge. „Wir Mitglieder waren alle der Ansicht, daß die Umfärbung erst durch den Zutritt von Sauerstoff erfolgt sei“. Mit Stolz erzählte der Zeuge von jener glücklichen Stunde, in der ihm der Herr und Meister gestatte, sich nun auch seinerseits in der Goldmacherei zu versuchen. Auch ihm seien die Versuche gelungen — was der Zeuge damit zu beweisen sucht, daß er dem Vorsitzenden einige der rätselhaftesten Goldkörner in die Hand drückte. Aber die Schüler Tausends scheinen sämtlich recht gelehrtig gewesen zu sein. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre Tausend beinahe übertrumpft worden, denn Obwurzer deutete an, daß unabhängig von der Theorie des Meisters bereits zwei weitere Verfahren zur Herstellung von Gold entdeckt worden seien.

Auf die auffallende Erscheinung, daß die Goldmacher-Experimente fast immer dann mißglücken, wenn wissenschaftliche Sachverständige anwesend waren, hatte der Zeuge eine eigene Begründung. Er machte hierfür die Frau Tausends verantwortlich, die immer auf ihren Mann eingewirkt habe, sich sein Geheimnis ja nicht entlocken zu lassen. Darum habe sich Tausend bei solchen Versuchen wohl immer zurückgehalten. Der Zeuge scheint auf die Frau des Goldmachers an sich nicht sonderlich gut zu sprechen zu sein. Er schilderte sie als außerordentlich ver-schwenderisch...

Verbrecher im Flugzeug

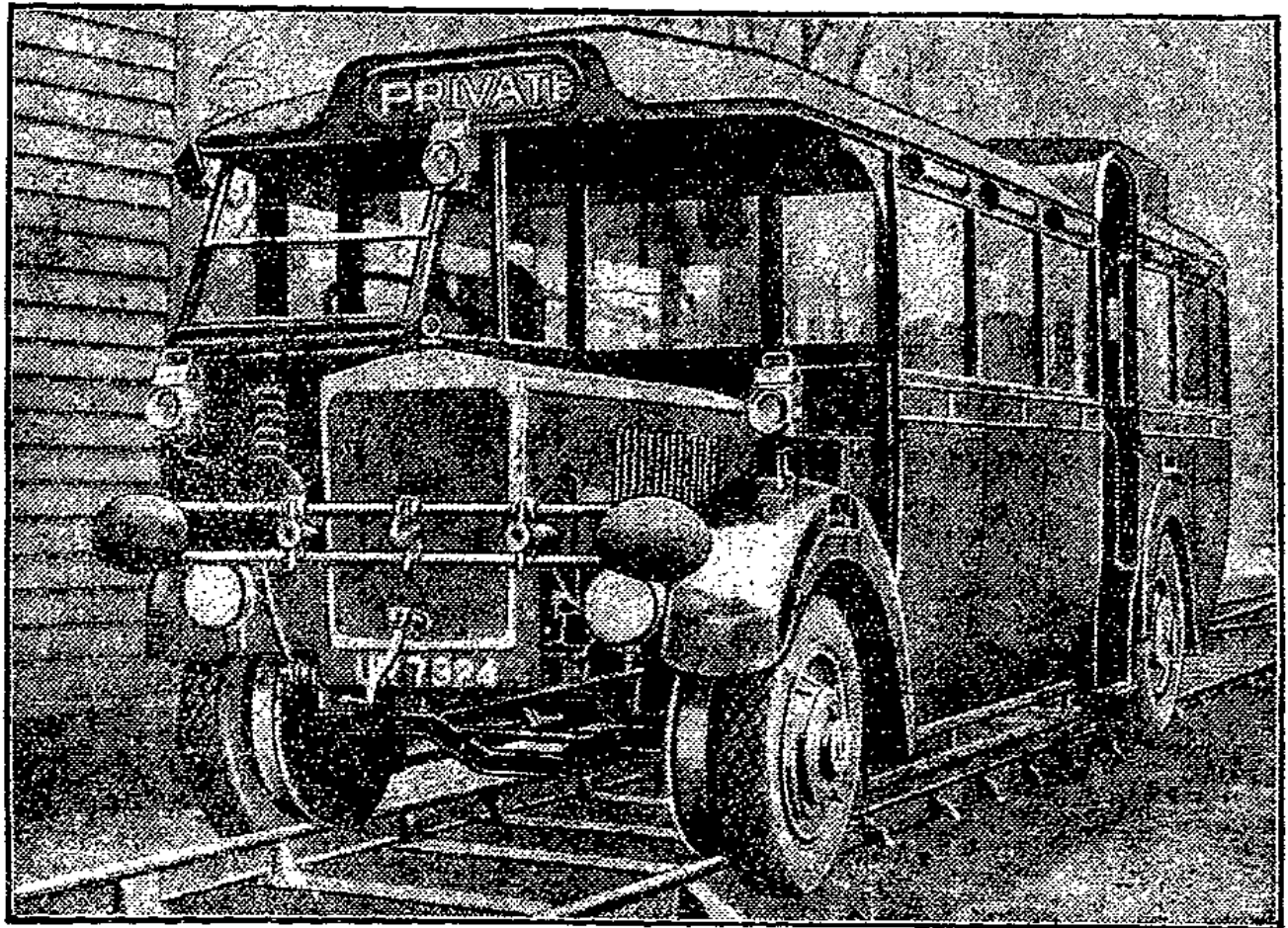
Luftkampf über Los Angeles

In der Nähe von Los Angeles wurde mehrere Male ein geheimnisvoller Eindecker gesichtet, den man für das Eigentum einer Schmugglerbande hielt. Als er vor kurzem wieder erschien, nahm ein Postflugzeug die Verfolgung auf. Das Flugzeug wurde jedoch mit Maschinengewehrschüssen empfangen, so daß es schleunigst das Weite suchen mußte und nur aus der Ferne beobachten konnte, wie der Schmuggler-Aeroplan auf einem Flugplatz landete, drei Männer ausstiegen und sich dann wieder in die Luft erhob. Jetzt wurde das mysteriöse Flugzeug von einem inzwischen benachrichtigten Militärflugzeug verfolgt. Die Schmuggler antworteten wieder mit einem Hagel von Maschinengewehrkugeln, die jedoch keinen nennenswerten Schaden anrichteten. Unter dauerndem Maschinengewehrfeuer von beiden Seiten ging die Jagd nach der Küste zu. Ueber Altamabos verschwand das verfolgte Flugzeug in einer Nebelbank, so daß die Militärflieger unverrichteter Sache zurückkehren mußten. Man hat ein genaues Signalement des Eindeckers in alle Teile der Vereinigten Staaten geschickt, um das rätselhafte Flugzeug, das wahrscheinlich Kauschgummi und Alkohol von mexikanischen Schiffen nach USA. beförderte, bei seinem nächsten Erscheinen zu fassen.



Der Popocatepetl ist unruhig

Der mexikanische Vulkan Popocatepetl, der nach dem verheerenden, einen großen Teil Mexikos heimsuchenden Erdbeben jetzt in Tätigkeit getreten ist.



Eisenbahn-Autobus

Ein neuartiger Eisenbahn-Autobus soll jetzt in England eingeführt werden. Der Wagen hat 2 Sätze von Rädern: einen Satz Eisenbahnräder und einen Satz Autoräder, mittels derer er nach Wahl sowohl auf Eisenbahnschienen wie auf Straßen fahren kann. Die Umstellung von einer Radart auf die andere dauert weniger als fünf Minuten. Der Eisenbahn-Autobus soll auf weniger befahrenen Nebenbahnen, wo die Ortschaften vielfach weit vom Bahnhof entfernt liegen, eingeführt werden, um — bei möglicher Ausnutzung des Eisenbahnnetzes — die Fahrgäste von Ort zu Ort zu befördern und ihnen die langen Wege vom und zum Bahnhof zu ersparen.

Abd el Krim möchte nach Haus

Der Kampf der Rifkabylen gegen die Franzosen und Spanier ist noch in aller Erinnerung. Aber wer fragt heute noch nach Abd el Krim! Wer nach Joseph Klems, seinem Generalstabschef! Klems, zum Tode verurteilt und später zu lebenslänglicher Strafkolonie „begnadigt“, lebt im Sträflingslager in Französisch-Guayana; alle Versuche, die vor allen Dingen von deutscher Seite gemacht wurden, ihm von den Franzosen die Freiheit zu erwirken, sind gescheitert.

Ebenso ergeht es Abd el Krim. Er braucht zwar nicht in der Strafkolonie zu leben, aber auch er steht, der Freiheit beraubt, unter strenger und händiger Kontrolle. Frankreich hat ihn an die andere Seite Afrikas gebracht, auf die Insel Reunion bei Madagaskar im Indischen Ozean. Ein Land, für einen Freien sehr wohl zu bewohnen, nicht aber für den an Herrschaft, Strapazen und Bergfreiheit gewohnten gefangenen Rifkabylenführer. Die Weisheit der Lebensführung in seiner Villa „Castel Fleuri“ hat Abd el Krim zermürbt. Zum dritten Male hat er sich in diesen Tagen im untertänigsten Tone an die Pariser Regierung gewandt, sie möge ihm die Heimkehr nach Marokko gestatten. Zweimal schon wurden seine Gesuche abgelehnt, auch das dritte wird kaum genehmigt werden; denn Frankreich kann den vergötterten Führer nicht in der Nähe seines Stammes brauchen. Vor allen Dingen aber würde sich Spanien gegen eine Heimkehr sperren; wenn seinerzeit Abd el Krim in die Hände der Spanier gefallen wäre, er würde, das ist keine Frage, an die Wand gestellt worden sein.

Wir zweifeln mit allem Grund daran, daß Frankreich Abd el Krims Verbannung aufheben wird. Er wird mit denen, die seine Gefangenschaft teilen, auf Reunion verbleiben müssen. Sei ihm sind zwei seiner Frauen, drei Söhne, ein Bruder, ein Onkel und einige andere Verwandte, dazu eine ziemlich große Dienerschaft. Nach europäischen Begriffen könnte er also ein erträgliches Leben führen, leiblich mangelt ihm nichts. Aber die Freiheit fehlt ihm und sein rauhes Heimatland!

Do X startet Probe

Paris, 26. Januar (Radio)

Das deutsche Flugboot Do X hat am Sonntag in Lissabon den ersten Probeflug nach Beendigung der Reparatur unternommen. Die gesamte Mannschaft und zwei Passagiere befanden sich an Bord, außerdem nahm das Flugboot 40 Liter Brennstoff mit. Sollte ein für heute angelegter zweiter Probeflug ebenfalls befriedigend verlaufen, dann wird der Start zum Weiterflug nach Madeira endgültig auf den nächsten Sonnabend festgesetzt werden.



Der fliegende Eisläufer

Sicherer Anwärter auf die Europa-Meisterschaft im Herren-Kunstlauf, die am 24. und 25. Januar in Wien ausgetragen wird, ist der 21jährige Weltmeister Schäfer-Wien

18jähriger Fremdenlegionär kommt nach Haus

Die Deutsche Liga für Menschenrechte teilt mit, daß durch die Vermittlung der Französischen Liga für Menschenrechte es gelungen sei, den am 15. Mai 1912 geborenen Emil Kirchhoff, der im Jahre 1929 zur Fremdenlegion angeworben wurde, aus derselben deswegen zu befreien, weil nachgewiesen werden konnte, daß K. noch nicht 18 Jahre alt war, als er zur Fremdenlegion angeworben wurde. Das Schicksal von Kirchhoff gestaltete sich zu einem dramatischen, da er versuchte zu fliehen, wofür er zu 8 Monaten Gefängnis mit Bewährungsfrist verurteilt wurde. Wegen anderer kleinerer Vergehen kam er wieder in Untersuchungshaft, aus der er nun durch Vermittlung der Liga für Menschenrechte befreit wurde und inzwischen in die Heimat abtransportiert worden ist.

Mit 13 Jahren Mutter

Eine 13jährige Schülerin, die Tochter eines Arbeiters aus Raupung bei Hirschberg hat, wie der Bote aus dem Riesengebirge meldet, einem Mädchen das Leben geschenkt. Zur Zeit sind Ermittlungen im Gange, wer der Vater des Kindes ist.

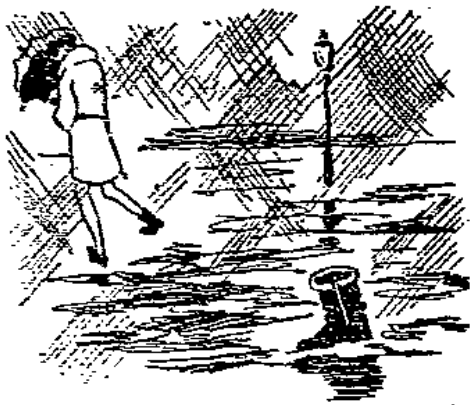
Expreszug ausgeplündert

Sechs maskierte Banditen brachten den Expreszug Detroit — Cincinnati zum Stehen und nahmen sämtlichen Fahrgästen Geld und Wertgegenstände ab. Sie entkamen, nachdem sie einen Fahrgast, der die Herausgabe seines Eigentums verweigerte, erschossen hatten, unbehelligt.

Kaisertreue Schokoladenfabrik

Die von der Firma Gebr. Stollwerk A.G. in Köln im Januar 1931 verwendeten Begleitadressen für Postpakete tragen auf der Rückseite des Abschlusses den Vermerk: „Ergebnisse Bitte an die Kaiserliche Postanstalt. Sollte Paket unbestellbar sein, so bitten wir, dasselbe nicht hierher zurückzugeben, sondern uns davon in Kenntnis zu setzen.“ Gebr. Stollwerk A.G.

Wie wird das Wetter am Dienstag?



Erbe, zeitweise Regen

Mäßige bis frische, zunächst noch etwas böige West- bis Nordwestwinde, vielfach bis bedeckt, leichte Niederschläge in Schauern, Abkühlung.

Gefängnis für Nazi-Schläger

Lübeck, 24. Januar

Vor dem Schöffengericht unter Vorsitz von Amtsgerichtsrat Rüsse hatte sich gestern der 24-jährige Kellner Max Schreiner wegen unbefugten Waffenbesitzes und wegen Körperverletzung zu verantworten.

Auf der Suche nach dem Neuföllner Mörder

Selbstbegünstigung bei der Polizei

Hamburg, 24. Januar (Radio)

Am Sonntag meldete sich bei der Hamburger Polizei ein 30-jähriger Helfer Frank König unter der Angabe, den Mörder des Berliner Mercedes-Palastes, Schmolzer, ermordet zu haben.

Partei-Nachrichten

Sozialdemokratische Partei Deutschlands

2. Bezirk: Heute, Freitag, 20 Uhr: Verhandlung im Oberstufenhof, 1. Sitzung des Sen. Otto Pöhlmann, 2. Wahlkreis.

A-Gruppe Hüttenort! Montag 8 Uhr im Gewerkschaftshaus Abend der literarischen Abends. Bekandelt wird die neue Kriegsliteratur.

Sozialdemokratische Frauen

Der 2. Bezirk hat sich nicht, wie beabsichtigt, am 22. Februar, sondern nach befristeter Enklave halber am 8. März zusammengekommen.

Sozialistischer Arbeiter-Sport

Spezialklasse Schützengilde, Dienstag 8 Uhr, Gewerkschaftshaus, Besprechung der Kameraden. Die Kameraden sind eingeladen.

Schützengilde sozialistischer Arbeiterklasse

Stützpunkt: Dienstag, 20. Januar, 8 Uhr, Gewerkschaftshaus, Besprechung der Kameraden. Die Kameraden sind eingeladen.

Rundfunk-Programme

Hamburger Rundfunk Hamburg (572), Hannover (560) und Bremen (339). Mit Flensburg (218) und Gleichwellenfender Kiel (246).

10.25: Schw. Zukunfts: Nutztucht - ein lohnender Nebenberwerb für den Landwirt. 14.15: Mittagskonzert. 16.00: Kurkonzert aus Bad Nenndorf. Die Kurlapelle.

17.10: Prof. Dr. R. Pech: Deutsche Dramatiker des 19. Jahrhunderts: Friedrich Hebbel. 17.35: Dr. Praetorius: Landwirtschaft und Bodenkultur in Argentinien.

18.00: Robert Jaques: Ueber Afrika. 19.00: Mozart-Stunde (Zum 175. Geburtstag v. M. A. Mozart.) Mitw.: Gertrud Schmitz, Gerhard Gregor und Horag-Orchester.

20.40: Dr. Rabus: Hörspiel nach dem gleichnamigen Roman von Robert Jaques. 22.30: Unterhaltungskonzert des kleinen Horag-Orchesters.

14.15: Mittagskonzert des kleinen Horag-Orchesters. 16.00: Konzert Kompositionen von Richard Strauß. Mitw.: Erna Strauß-Lange und das Horag-Orchester.

17.30: Dr. König: Der deutsche Mensch in Elsch-Lothringen und Eupen-Malmédy. 17.55: R. Schneider: Wann bekomme ich für einen Betriebsunfall Entschädigung durch die Unfallversicherung?

18.15: Die bunte Stunde. 19.00: Prof. Dr. Otto Menning: Zimm Kröger. Aus dem Leben und Schaffen des Dichters. 19.30: Zeitfragen.

20.00: Aus dem Stadttheater Harburg-Wilhelmsburg: Standal um Serenijimus. Operette in drei Akten von Erwin Böhm, Musik von Siegfried Scheffler. Aufführung. 23.00: Unterhaltungskonzert und Tanzmusik.

12.30: Mittagskonzert des hannoverschen Horag-Orchesters. 16.00: Aus Kindern werden Leute. Seiter-erste Hörwanderung im Nord, Pers, Süd und Ost durch Kinder- und Jugendland.

17.30: Oberreg.-Rat Dr. Raabow: Die freiwillige Fürsorgeerziehung. (Staatliche Erziehung mit Einwilligung der Eltern.)

Deutsche Welle 1635. Sender Königswusterhausen und Zeesen.

Deutsche Welle, Mittwoch, 28. Januar. 9.00: Berliner Schulfunk. Von Weiskern des mehrschmigen Jahres im 16. Jahrhundert. Berliner Mozartchor.

10.10: Schulfunk. Ergebnisse auf Vulkan-Expeditionen. 14.45: Kinderstunde. 15.45: Frauenstunde: Die Arbeit der Bäuerin in den Tierkammern.

16.00: Pädagogischer Funk. Dipl.-Ing. Werner Nestel: Aus der Schulfunktechnik. Bedienung und Instandhaltung der Schulfunkgerätee. 16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.

17.30: Josef Seydn. Dr. Gerbergger und Mitwirkende. 18.00: Lehrgang für Einheitssturzschritt. 18.30: Prof. Dr. Karff: Geist der Klassik.

19.00: Dr. Johannes Günther: Deutsch für Deutsche. 19.30: Zur Soziologie der Beamten. Reichsminister a. D. Dr. L. a. Schiffer: Das deutsche Berufsbeamtentum und die Fortbewerger der Gegenwart.

20.00: Dr. Rudolf Wiedwald: Vorkauf auf die Berufswahl 1931. 20.30: Leipzig: Kabarett 'Tribüne'. Mitw. u. a.: Leipziger Rundfunk-Orchester. Ja. 22.30: Tanzmusik. Kapelle Juan Blossas.

Deutsche Welle, Donnerstag, 29. Januar. 10.10: Schulfunk. 'Der Herr des Urwaldes'. Elefantengeschichten. 15.00: Kinderstunde. Auerhahn: Bei uns zu Haus.

15.45: Frauenstunde. Der Tag der Arbeiterfrau. Zwiegespräch. 16.00: Pädagog. Funk. Schulfunk. 'Ist die ländliche Fortbildungsschule Erziehung- oder Fachschule?'

16.30: Berlin: Nachmittagskonzert. 17.30: Prof. Dr. Hans Hersmann: Hausmusik. 18.00: Kammergerichtsrat Dr. Etienne: Waffen und Strafrecht.

18.30: Sochi-Funk. Geheimrat Prof. Dr. W. Sombart: Der moderne Kapitalismus. 19.00: Oberpostdir. Melcher: Der Mensch des 20. Jahrhunderts und der Fernprediger.

19.30: Stunde des Landwirts. Prof. Dr. Brandt: Marktforschung und Absetzlehre. Die Förderung der Zeit. 20.00: Flugkapitän Max Limbach: Der Flugzeugführer.

20.30: Breslau: 'Heimat in Schlefien'. Land auf - Land ab! Schlefische Volkslieder in Wort und Weise. Ausf.: Gerda Specht (Alt), Th. Martin (Bariton), S. Brunar (Sopran), Herm. Janke (Fföte), Reinh. Birie (Engl. Horn), E. Brabe (Violine), Fr. Binnomsta (Gamba), Friedr. Birth (Baute).

21.20: Berlin: Konzert. Sinfonie Nr. 9, D-moll, von Anton Bruckner. Berliner Funk-Orchester. Ja. 22.20: Tanzmusik. Kapelle Dajos Bela.

Deutsche Welle, Freitag, 30. Januar. 10.30: Leipzig: Schulfunk. 11.30: Ober-Landw.-Rat Schmidt: Bäuerliche Geflügelhaltung und ihre Einführung in die Gesamtwirtschaft.

15.00: Jungmädchenstunde. Das Buch der besten Freundin. 15.45: Jugendstunde. Kurt Kramarski: 12 Stunden auf einem Hochseilistruktur. 16.00: Pädagogischer Funk: Ein Arbeitstag im Ostar-Selene-Selm.

16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert. 17.30: Dr. Langheim-Vothos: Waldert von Chamisso zum 150. Geburtstag. 18.00: Ob.-Reg.-Rat Dr. Burgdörfer: Bevölkerungsentwicklung, Arbeitsmarkt und Soziallasten der Zukunft.

18.30: Ob.-Reg.-Rat Dr. Werner Peiler: Vom Sklaven der Antike zum modernen Arbeitnehmer. 19.00: Englisch für Fortgeschrittene. 19.30: Wissenschaftlicher Vortrag für Ärzte.

20.00: Köln: Die goldene Weiblerin. Operette von Edmund Cosler. Ja. 22.40: Berlin: Abendunterhaltung. Kapelle Leo Hermann.

Deutsche Welle, Sonnabend, 31. Januar. 12.00: 'Kali Stork' frei nach Hauff. Hörspiel. 15.00: Kinderabstufstunde. Hans Niska baut Tierfallen.

15.40: Frauenstunde. 'Mutter Jung.' Das Weidenland im Volksmund und im Kunstgelaug. 16.00: Pädagog. Funk. Rektor Erich Guder: Der Deutschunterricht in der Volksschule.

16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert. 17.30: Dr. Ernst Meunier: Vom deutschen Feuilleton. 18.00: Französisch für Fortgeschrittene. 18.30: Sochi-Funk. Prof. Dr. Voll: Grundprobleme der Welt vom Leben.

19.00: Dr. Wilh. Hermann: Alte Metzgermeisterfamilien. 20.00: Berlin: Bunter Abend. Mitw.: Die Weintraub-Syncopatens Leo Monolsson u. a. Ja. 22.20: Aus dem Zoo, Berlin: Tanzmusik vom Bresse Ball. Kapelle Dajos Bela.

Ausschuf für Arbeiterwohlfahrt

Unsere Röhrtube befindet sich jetzt im Gewerkschaftshaus (Sinterhaus 1 Treppe, Zimmer 4). Inwendungen an Kleidungsstücken, Schuhe, Möbel usw. bitten wir dort abzuliefern.

Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Vorstand: Johannesstraße 4. Telefon: 2539. Schloß Dienstadt und Donnerstag von 12-13 Uhr.

Deutscher Arbeiter-Sängerbund. Gesangsabend: 20. Januar, abends 8 Uhr, im Saale des Herrn W. Lange. Wegen der wichtigen Tagesordnung ist das Erscheinen aller Mitglieder dringend erwünscht.

Operette mit Recitationsungen, Theater usw. Schloß-Funk. Anlässlich des 175. Geburtstages von Wagner wird im hiesigen Schloß-Funk am Dienstag vor der Aufführung von Shakespeares Troilus und Cressida bei jählich erkundeten Hause die Operette 'Der Gnom' zu Gehör gebracht.

Schiffsnachrichten

Lübeck-Linie Mittelsegelfahrt. Dampfer 'Riga', Kapitän S. Heming, ist am 23. Januar, 18 Uhr nach Rostock abgegangen. Angelommene Schiffe: 24. Januar: Dr. T. Esconia, Kapl. Petersen, von Cuxhaven, 1 Tg.

Kanal-Schiffahrt. Eingehende Schiffe: Motorfahr Karl Heinrich, 200 Tonnen Steinföhlen von Hamburg. - Nr. 812, Sqnitz, Lauenburg, 200 Tonnen Salz von Hamburg.

Table with 2 columns: Location and Date/Time. Includes entries for Rimbürg, Brandeis, Reimf, Leimerich, Augig, Dresden, Lorgan, Wittenberg, Magdeburg, 25. Januar.

Wasserstände der Elbe. Magdeburg, 25. Januar. Rimbürg . . . 0,35. Brandeis . . . 0,48. Reimf . . . 0,47. Leimerich . . . 0,44. Augig . . . 0,74. Dresden . . . 0,77. Lorgan . . . 1,22. Wittenberg . . . 2,64.

Die heutige Nummer umfasst 12 Seiten

Werbt für Eure Zeitung!

Vor dem Hamburger Seeamt

Die Beschießung der Baden in Rio

Kapitän und brasilianische Regierung trifft Schuld

Hamburg, 24. Januar

In Anwesenheit von Vertretern des Reichswehrministeriums, vieler anderer Reichs- und Staatsbehörden und mehrerer süd-amerikanischer Konsulate begann heute vor dem Hamburger Seeamt die Verhandlung über die folgenschwere Beschießung des Sapag-Dampfers „Baden“ im Hafen von Rio de Janeiro am 24. Oktober 1930, während der brasilianischen Revolution. Aus dem Bericht des Kapitäns Kolin, den der Vorsitzende, Regimentsdirektor Dr. Schön, vorlas, geht hervor, daß man auf dem Dampfer die von dem Fort Santa Cruz abgegebenen Schüsse zuerst für Freudenraketen über die geglückte Revolution hielt, bis dann ein Schuß einen Mast umlegte, 31 Personen tötete und 37 schwer verletzete. Nach der Beschießung drehte das Schiff sofort, wurde aber 40 Minuten aufgehalten, während eine Reihe von Schwerverletzten verblutete.

Der Vorsitzende unterzieht den Kapitän Kolin einem scharfen Kreuzverhör. Er warf ihm vor, nicht sorgfältig genug gehandelt zu haben. Der Kapitän bestritt das erregt. Er ist allerdings von der Reederei-Agentur in Rio nur unzureichend unterstützt worden. „Kriegerleuten“ auf dem Ausfahrtspaß, die, wie sich später herausstellte, die Verpflichtung zur Erbringung einer besonderen Ausfahrtslaubnis durch Signal bei der Annäherung an die Forts enthielten, habe er nicht beachtet. Zwei Zeugen haben allerdings in Rio sofort erklärt, sie hätten den Kapitän darauf aufmerksam gemacht, daß er beim Fort Santa Cruz ein besonderes Signal um Gewährung der endgültigen Ausfahrtslaubnis geben müsse. Der Kapitän bestritt das jedoch.

Kapitän Kolin gibt noch an, er führe die Beschießung auf die Denunziation eines später in Rio verhafteten Mannes zurück, der die falsche Angabe gemacht habe, ein Freund des Kapitäns habe einen brasilianischen Postkoffer heimlich an Bord gebracht; darauf habe dann die Polizei das Fort angewiesen, den Dampfer an der Ausfahrt zu hindern.

Der Reichskommissar Vizadmiral v. Ullar, der vor dem Seeamt die Rolle des Staatsanwalts hat, betonte, daß dieser Unglücksfall einzig dastehende in der friedlichen Schifffahrt. Wenn eine Macht ein Schiff auslaufen lasse, müsse sie auch dafür sorgen, daß dieses neutrale Schiff sicher und ungefährdet aus dem Hafen herauskomme, oder sie müsse Sicherheiten mitgeben. Solche Vorschriften seien auch während des Krieges befolgt worden. Diesen Forderungen sei die brasilianische Regierung, bzw. die betreffende Behörde nicht nachgekommen.

Die verantwortliche Behörde hätte mit dem modernen Mittel des Funkrufes auf telegraphischem Wege das Schiff zurückrufen können, ohne es einer Beschießung auszuweichen. Es habe keine Notwendigkeit vorgelegen, auf das Schiff scharf zu schießen. Wenn aber von dem Recht des Schießens Gebrauch gemacht werde, so solle das mit der nötigen Vorsicht ausgeführt werden. Das Verhalten der brasilianischen Behörden sei in erster Linie für den Unglücksfall verantwortlich.

Der Reichskommissar hob jedoch hervor, daß er auch den Kapitän des Dampfers „Baden“, Kolin, nicht von der Verantwortung freisprechen könne. Er habe das Unsichere der bestehenden Verhältnisse empfunden und hätte unter diesen Verhältnissen den Passiererschein sorgfältiger durchlesen müssen. Ein weiterer Vorwurf liege darin, daß er bei den Schüssen nicht auf den Gedanken kam, daß sie ihm und seinem Schiff gelten könnten. Er hätte größere Vorsicht bei der Ausfahrt walten lassen müssen und müsse sich den Vorwurf nicht genügender Achtsamkeit gefallen lassen.

Der Spruch

Das Hamburger Seeamt stellte sodann in seinem Spruch fest, daß ein Verschulden auf brasilianischer Seite bei der Beschießung des Forts liege. Die Warrungsschüsse seien schlecht gezielt worden, und dadurch habe man den Dampfer getroffen. Es müsse dem Führer des Forts geglaubt werden, daß er nicht die Absicht hatte, auf den vollbesetzten Dampfer zu schießen. Wenn er diesen Schuß statt 200 Meter vor den Bug des Schiffes auf das Schiff selbst gegeben habe, so sei das eine schuldvolle Handlung.

Der Kapitän Kolin könne nicht von allen Vorwürfen freigesprochen werden. Kolin habe den schriftlichen Bericht, der das Wichtigste an dem Paß zur Ausfahrt war, nicht gelesen. Wenn der Kapitän aber sich einen solchen Paß geben lasse, hätte er ihn auch lesen müssen, vor allem den handschriftlichen Teil des Passes. Kolin habe es dann unterlassen, um die Ausfahrtslaubnis zu bitten. Aus welchen Gründen man sich dann auf brasilianischer Seite entschloß, zu schießen, ob der Verdacht bestand, daß gegen die Forderungen der Behörden verstoßen worden sei, oder ob man geglaubt habe, daß ein Verdächtiger sich auf dem Schiff befinde, könne das Seeamt nicht wissen. Das Kapitänspatent wird Kapitän Kolin durch den Spruch des Seeamts belassen.

Lockerung der Wohnungszwangswirtschaft

NN Lauenburg, 24. Januar

Aus der Wohnungszwangswirtschaft werden fortan in der Stadt Lauenburg alle Wohnungen mit jährlich über 300 Mark Friedenmiete herausgenommen. Diese Wohnungen waren bereits verjuchswweise ab 10. Oktober v. J. freigegeben.

Revision im Frauenmordprozess

NN Ullna, 24. Januar

Der am Freitag wegen Totschlages an der Telefonistin Helene Kruse zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilte Arbeiter Heinrich Lüth hat gegen das Urteil durch seinen Rechtsanwalt Revision einlegen lassen.

Sechs Millionen Obstbäume durch Frost vernichtet

sch Schwerin, 26. Januar

Von den vom Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft ausgeworfenen Mitteln entfielen 10 000 RM. als Beihilfen für die Neupflanzung von Obstbäumen an Stelle der durch den strengen Winter 1928/29 zerstörten Pflanzungen auf Mecklenburg-Schwerin. Preußen erhielt im gleichen Jahre 500 000 RM., wovon auf Niederschlesien 60 000 RM. kamen. Vernichtet sind in jenem Winter nach sachverständiger Schätzung in ganz Deutschland etwa 6 Millionen Obstbäume.

Schüler schlägt dem andern Auge aus

w Warin, 26. Januar

Einen tragischen Ausgang nahm ein Streit, der zwischen hiesigen Gewerbeschülern während einer Pause mit scharfen Gegenständen ausgetragen wurde. Der Schüler M. bearbeitete seinen Mitschüler B. mit einem Reithorn. Er traf den B. in ein Auge. Der Getroffene mußte nach Anlegung eines Notverbandes sofort in die Augenklinik nach Rostock überführt werden. Dem Vernehmen nach soll er das eine Auge verlieren. Die Ärzte tragen große Zweifel, ob es gelingt, das Augenlicht auf dem anderen Auge zu erhalten.

Schulo marichfertig

P. Ahrensböhl. Der Ruf der Reichsbannerführung ist auch in Ahrensböhl zu den Massen gedrungen. In der am Sonnabend abend abgehaltenen Generalversammlung des Reichsbanners konnten 9 neue Kameraden aufgenommen werden, außerdem traten 15 Kameraden in die Schulo über, die jetzt in Ahrensböhl die erforderliche Stärke aufweist. Der gesamte Vorstand und die technische Leitung wurden einstimmig wiedergewählt, nachdem allen Funktionären Entlastung erteilt und Dank für ihre Arbeit abgestattet worden war. Organisations- und technische Fragen beschäftigte die Kameraden einige Stunden. Mit anfeuernden Worten und einem Frei Heil schloß der Vorsitzende die eindrucksvolle Versammlung. — Diese Versammlung hat mit aller Deutlichkeit gezeigt, daß auch die Einwohnerschaft von Ahrensböhl allmählich erkennt, warum es geht. Wie nervös und bedrückt die Hitlerjünglinge ob all dieser Dinge sind, haben sie in Ahrensböhl in den letzten Tagen gezeigt. Zu schwach, aus eigener Kraft vorwärts zu kommen, ziehen sie von Tür zu Tür als „Sammler für den Kampffonds“. Mögen sie „sammeln“ gehen, das Reichsbanner Ahrensböhl steht bereit!

P. Ahrensböhl. In der Donnerstag abend stattgefundenen Stadtratsitzung begrüßte der Bürgermeister zunächst die neu-gewählten Stadtratsmitglieder und verpflichtete sie gemäß Art. 20 der Gemeindeordnung durch Handschlag an Eidesstatt auf ihr Amt. Zum Vorsitzenden des Stadtrats wurde Klempnermeister W. Söft und zu dessen Stellvertreter der Gen. O. Rörner, zu Ratsherren die bisherigen, Maurermeister P. Witte und der Gen. S. Kooop, einstimmig wiedergewählt. Es folgten dann alle anderen Kommissionswahlen. Die SPD. hat in jeder Kommission ihre Vertreter sitzen. Auf Verlangen der Regierung werden die Wegesteuerlätze für 1930/31 für gewerbliche Fahrzeughalter festgesetzt und zwar in Höhe von 30 Prozent der vom Landesverband erhobenen Sätze.

Ahrensböhl. SPD. Sonnabend, den 31. Januar, abends 8 Uhr findet bei Fr. Strohe-Ahrensböhl unsere Generalversammlung statt. Es wird erwartet, daß alle Genossinnen und Genossen erscheinen.

Ein Komma fehlte . . .

NN Cravenstein, 25. Januar

Vom hiesigen Gericht wurde ein Versicherungsagent zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt, weil er falsche Versicherungs-forderungen eingeschickt hatte. Es sollten von der dänischen Versicherungsanstalt nicht, wie der Agent den Anschein erweckte, 7584 Kronen erstattet werden, sondern nur 75,84 Kronen. Das Komma war von dem Beurteilten absichtlich ausgelassen worden.

Brandstifter arbeiten mit Zeitzündern

sch Bad Sülze, 26. Januar

Seit etwa 6 Wochen wird die Nachbarnstadt Triebbes von Scheunenbränden heimgesucht. Vor 6 Wochen erschall zum ersten Male Feueralarm. Während die Löschmannschaften noch bei diesem Brandherd weilten, ging eine benachbarte Scheune, die jedoch nicht in der Windrichtung lag, gleichfalls in Flammen auf. Vor 14 Tagen brannte die Scheune des Landwirts M und t nieder. Vier Tage später wurden die Scheune des Landwirts Lehmann, kurz darauf die des Aderbürgers Waterstradt vernichtet. Vor etwa einer Woche brannte die Scheune des Landwirts Töllner ab. Ein Stunde später ereilte eine weitere Scheune derselben Reihe das gleiche Schicksal, trotzdem diese während des Brandes der Töllnerschen Scheune durchsucht worden war. Bisher gelang es der Polizei noch nicht, die Urheber der Brandstiftungen zu ermitteln. Nach den Beobachtungen beim letzten Brand nimmt man an, daß die Brandstifter mit Zeitzündern arbeiteten.

Selbstmord eines Polizeibeamten

NN Kiel, 24. Januar

In der Polizeikaserne hat sich ein vierzig Jahre alter Polizeibeamter erhängt. Der Grund zum Selbstmord dürfte in Familienangelegenheiten zu suchen sein.

Die Moral siegt

Von Artur Meng

Bill Thunder war in verhältnismäßig kurzer Zeit einer der angesehensten Bürger von Chicago geworden. Er verdankte das nicht allein seinem großen Hotel, seiner Beteiligung an industriellen Unternehmungen und seinen „Salons“, in denen man zu jeder Tages- und Nachtzeit Himbeerlimonade mit recht respektablem Alkoholgehalt haben konnte, sondern seiner beinahe unwiderrlich gewordenen Anständigkeit. Nämlich, wenn er einen Konkurrenten erledigt hatte, bot er ihm eine nette Stelle in seinen Unternehmungen an. Unter der Voraussetzung natürlich, daß er sie nicht annahm. In den Generalversammlungen der Unternehmungen, an denen er beteiligt war, trat er immer für die Besserstellung der Arbeiter ein — er wußte genau, daß die Mehrheit dagegen war. Wenn den Lieferanten seiner Himbeerlimonade etwas zustieß, eine Revolterkugel oder ähnliches, so kräftete er die Hinterbliebenen und gab ihnen das Restgeld in eine andere Stadt. Kurz; er war ein fabelhaft anständiger Mensch, und sein guter Ruf wuchs mit seinem Vermögen.

Nun begab es sich, daß Bill Thunder seinen vierzigsten Geburtstag feierte. Zu diesem Zweck hatte er sich mit einigen Freunden in ein verschwiegene Gemach seines Hauses zurückgezogen — man mußte das, weil die Himbeerlimonade, die hier verabreicht wurde, unangenehm laut knallte, und man der Polizei kein Vergnügen geben durfte. Es ging hier zu, wie es bei Geburtstagsfeiern immer zugehen pflegt: vor allem wurden Reden auf das Geburtstagskind gehalten. Lauter Lobreden natürlich. Bei Geburtstagen und Leichenbegängnissen ist das üblich. Es war sehr viel von der Moral Bill Thunders die Rede, anfangs mit ehrlicher Heberzeugung, im vorgekehrten Stadium mit einem verdächtigen Augenblickeln, und spät, ganz spät mit einem mehr oder minder verhaltenen Gelächter, an dem sich auch das Geburtstagskind beteiligte. In diesem Stadium war es, als Joe Fox, der Stahlmann plötzlich sagte: „Bill, alter Gauner: heute könntest du uns eigentlich erzählen, wie du es angefangen hast, reich zu werden und doch im Geruch der Anständigkeit zu bleiben!“

Bill Thunder nickte: „Warum nicht? Es ist eine rührende Geschichte, für Sonntagschulbücher durchaus geeignet!“

„Du verstehst mich nicht, Bill! Ich meine, du sollst uns die Wahrheit sagen!“

„Natürlich! Die lauterer Wahrheit. Wir sind ja unter uns. Also, die Geschichte heißt „Der Triumph der Moral“, und ich will meine eigene Nase aufessen, wenn sie nicht buchstäblich wahr ist!“

Bill Thunder steckte sich eine neue Zigarre an, trank sein Glas schäumender Limonade leer, gab dem anwartenden Nigger einen Fußtritt, weil er mit dem Einsetzen nicht rasch genug war, und begann:

„Vor zwölf Jahren kam ein junger Mensch namens Wilhelm Donner aus dem alten Germany in die Staaten. Wie er es angefaßt hatte, herüberzukommen — es war ja damals noch dieser verdamnte Krieg! — das tut nichts zur Sache: er war hier, hier in Chicago. Daß er als Wilhelm Donner nirgends unterkommen würde, das sah er bald ein; er nannte sich also Bill Thunder. Aber man sah ihm den „Dutchman“ auf fünfzig Schritte an, und wo er anklopfte, schmiß man ihn hinaus. Es war eine faule Sache, kann ich euch sagen, eine unangenehm faule Sache. Der junge Mann hungerte sich ein paar Monate durch, verkaufte, was er irgendwie entbehren konnte, und war bereits so weit, sich die Frage vorzulegen, ob er sich aufhängen oder erschießen sollte. Er entschloß sich für das Hängen, verkaufte den Revolver und ach sich noch einmal satt. Als ihn wieder hungerte, machte er sich einen Strich zurecht. Aber das Hängen ist eine verdammt feibelige Angelegenheit, und so beschloß der junge Mann, sich vorher noch einmal tüchtig zu stärken. Er ging in das beste Hotel der Stadt Chicago, in den „Abraham Lincoln“, und ließ sich geben, was gut und teuer war. Auf die Kosten brachte er nicht zu sehen, denn er hatte keinen Cent in der Tasche. Zwar, der Oberkellner warf ihm von Zeit zu Zeit verdächtige Blicke zu — die Ganderode Bills war nicht mehr ganz intakt — aber wenn man den Strich in der Tasche hat, an dem man in der nächsten Stunde himmeln wird, sind einem verdächtige Blicke von Oberkellnern ziemlich gleichgültig.“

Aber der Moment, in dem es zum Klappen kam, konnte nicht ausbleiben. Der Oberkellner strich immer näher an den Tisch heran — schließlich trat er heran und sagte: „Kein Herr, ich werde gleich abgelöst — ich darf Ihnen doch die Rechnung machen!“

In diesem Augenblick wurde er von einer Dame, die zwei Tische von Bill entfernt saß, angerufen. Bill sah, wie die Dame

mit ihm verhandelte, und er sah auch, daß von ihm die Rede sein mußte, denn die Dame wie der Oberkellner sahen wiederholt auf ihn. Dann kam der Oberkellner zurück. „Die Dame da drüben glaubt, daß Sie sich in einer augenblicklichen Verlegenheit befinden. Sie bittet um die Erlaubnis, Ihre Rechnung begleichen zu dürfen!“

„Seht Ihr, Jungens, das war nun der Moment! Bill hätte sagen können, er sei in einer augenblicklichen Verlegenheit, und die Sache wäre durchaus in Ordnung gewesen. Aber Bill sah in dem Gesicht des Oberkellners ein verdächtiges Lächeln. Bill fing einen erwartungsvollen Blick der Dame auf. In Bill siegte die Moral. Er sagte zu dem Oberkellner: „Möllen Sie, bitte, der Dame meinen Dank aussprechen. Aber es ist durchaus nicht für, ich befinde mich keineswegs in augenblicklicher Verlegenheit.“ Nun, die Dame entfernte sich, wütend, wie es Bill schien, und der Oberkellner strich wieder um den Tisch Bills. Bill rief ihn: „Möchten Sie den Geschäftsführer zu mir bitten?“

„Das Geschäft führt Herr Jenkins selbst!“

„Dann bitten Sie Herrn Jenkins!“

Herr Jenkins, der Besitzer des „Abraham Lincoln“, kam. Der Oberkellner hatte ihn bereits informiert, wie es schien, denn Jenkins lächelte.

„Sie haben mir etwas zu sagen, mein Herr? Ich höre, eine Dame wollte für Sie zahlen — warum haben Sie das nicht angenommen?“

„Weil die Dame sicher auf einen Gegendienst meinerseits rechnete, auf einen Gegendienst, den ich nicht leisten will.“

Jhr habt alle den alten Jenkins noch gekannt — er konnte einem verdammt in die Augen sehen! „Sie scheinen ein anständiger Mensch zu sein,“ sagte er schließlich zu Bill. „Keine Arbeit, was?“

Bill bestätigte, daß er keine Arbeit hatte. Er wurde zunächst zum Geschirrwaschen aufgenommen, wurde dann Buchhalter und schließlich Geschäftsführer. Dann heiratete er die einzige Tochter Jenkins und damit den „Abraham Lincoln“. Dann war es keine Kunst mehr, Vermögen zu erwerben!“

Eine verdammt anständige Geschichte“, sagte Joe Fox nachdenklich und spudde den Kautschuk auf den Teppich. „Rann wahrhaftig in den Sonntagsschüchern stehen! Und die Dame, Bill?“

„Ja, die Dame! Ich will meine Perücke verhängen, wenn ich sie wieder etwas so Höfliches gesehen habe!“

Der Rote Eulenspiegel

Der Feldherr

Von Peter Scher

Wenn ein Feldherr qualvoll stirbt, stirbt er im Bett, denn im Feld zu sterben, hat er leider nicht die Macht; Millionen Schatten halten ihn an einer Kette — losgelassen, stürzt er klappernd in die Nacht.

Andre wieder — lebend tot — versinken mystisch, wie der einfüge Rudendorff, in Druckpapier und betätigen sich pseudo-pazifistisch — Gottes Zeigefinger sieht man dort wie hier.

Chrschrischvoll bereit, ein Wisse in Hypnose, harret der Mensch des nächsten Reichentalls: Kommt er oder kommt er nicht, der letzte große Haupt-Dressier-Mist des gesamten Stalls?

Aufgepaßt, Kopf hoch und Blick auf die Symbole, aber stillgeblieben, wach dem, der sich rührt! Daß uns Vermitte nicht der Teufel hole, soll'n wir ihn uns selbst, daß er uns fährt.

Zwölftausend Mann gegen einen Gummischuh

Von Peter Scher

Sie lachen auch, getrieben Sie das nur ein, wenn Sie nach einer recht kühnen Nacht endlich — und etwas zu spät — aufgeschanden sind, und lächelnd die Treppe vor der Haustür nicht mehr sehen, weil der angeregte Schnee Sie bis zum Geländer auf beiden Seiten verdeckt. Ja, es war auch eine Nacht gewesen, wie sie — was die Zeitungen mittags ihren Lesern schon mitteilen konnten — seit 15 Jahren nicht mehr in Montreal genächtigt hatte. Und Montreal-Kanada-Kälte und Schnee (was bekannt!) — es will schon etwas heißen!

Ich fand also oben an der Treppe und überlegte, welche Schritte am geeignetsten zu schreiten seien, damit möglichst wenig Schnee in meine Gummischuhe dringe. So beschloß ich, auf der Seite zu gehen, weil der Wind augenscheinlich durch eine Hauswand etwas gehindert worden war und der Schnee auf der Seite weniger tief — oder hoch — lag. Zudem entschloß ich mich, einen Sprung zu wagen, um Schritte zu sparen. Daß ich immerhin noch gute Minuten bis zur Haupttreppe im tiefen Schnee zu waten hatte, überlegte ich mir aus Zeitmangel — es war, wie schon erwähnt, zu spät — nicht.

Der Sprung wurde gelungen, ein zweiter schloß ich an, und obwohl ich ein schwaches leibliches Gefühl am linken Fuß hatte, schloß ich immer weiter lächelnd bis zur Haupttreppe hinunter, wo die Stufen bereits gefahren waren. Und wo ich mit Schreden bemerkte, daß der linke Gummischuh nicht mehr am Orte seiner Tätigkeit war, sondern wahrheitsgemäß ein kühles Schneefeld auf der Treppe bei der Treppe vor meiner Wohnung nahm.

Beide schloß ich mich jedoch der in Ängst und Blut übergegangenen Zeit auf die große Tür an der Treppe, daß ich vor genau acht Minuten hätte im Januar sein sollen. Obwohl ja kein Mensch gerannt hätte, denn ich — selbst bei jenem Sommerwetter — eine halbe Stunde nach der verträglichsten Abmachung meiner Frau hinter der Schreibmaschine, bei der der andere Schenkel des „S“ sich anseht, beiseite hätte, ließ ich doch ein gewisses Unbehagen über mich, das leider Gottes meine Gedanken unheimlich an ein Zitterblatt heftet — ich ließ den guten Gummischuh stehen — er war bereits am Abzug etwas los — und bogte noch die — allerdings schwache — Hoffnung, im nächsten Augenblicke wieder zu sein.

Der Winter war kein Mensch verließ das Haus. Man sah an den Fenstern und über dem Eingang ins Restaurant im Haus. Der Wind wehte durch die Straßen, die Straßen leuchteten. Und bei einer kühleren Temperatur — sie lachen Sie hier mit Recht! — erregte mich die Zeitung unangenehm und mir meinen Gummischuh hätte ich wohl ein wenig mehr Arbeit gemacht. Es seien wohlmeinend Arbeitslose in Betracht zu kommen, die sich allein mit dem Schnee in der Stadt Montreal während einiger Tagen abgeben. Dabei sind die Leute, die von den beiden großen Eisenbahnen und von den Kanalschiffen zum selben Zweck angeheilt werden, nicht mitgerechnet.

12000 Männer kühnen Schnee, laden auf, fahren ab — der Schnee an sich — und kühnen weiter. Das Todesurteil über meinen linken Gummischuh! Derenfalls wird er gefangen. Aber wer will sich mit einem einzelnen Gummischuh anfangen? Mein rechter Gummischuh war damit auch zerlegt geworden, obwohl er vorübergehends sich noch einer beträchtlichen unerwarteten Strapazen erwehrt. Und neue Gummischuhe sind teuer. Obwohl — es gibt da im Stadt-Rand der Stadt einen Ausverkauf, an dem, an dem, man keine dort kühnen Gummischuhe für den lächerlichen Preis — sogar nicht, legen Sie in diesem Land, wenn Sie nicht mehr davon haben wollen.

Auf dem Schneefeld dachte ich aber ein Unrecht an die 12000! Und an die Stadt Montreal, die in der City Hall einen Gelände hat, in dem für jeden Fuß Schnee (ungefähr 25 Zentimeter), den der liebe Gott herab läßt, um den Menschen Freude zu machen und den Winterwunderliebenden auf die Sinne zu helfen oder unter die Arme zu greifen, also für je 15 Zentimeter Schnee und dort 10000 Dollar bezahlt! Jetzt haben Winter können Sie — in Schweizer Franken ausgerechnet, oder Millionen und Milliarden und Millionen und Milliarden auf Dollar, und alle denken kühnen die 12000 nach meinem linken Gummischuh! Ich dachte auch an die arme Frau Gertrude Belkanger, die das einzige Opfer des Krieges geworden war.



„Mit dir, Idiot, liege ich nie wieder!“ (Judge.)

weil sie, durch die Schneesturmadelstangen erlindert, in ein Auto gerannt war. Ich dachte an sie, freilich, aber mein Gummischuh dauerte mich mehr, er stand mir näher. Es fiel mir auch das große Chils-Restaurant ein, dessen Schaulustige durch den Wind eingedrückt wurde — die Versicherung wird's wohl bezahlen, aber keine Versicherung der Welt kann mir meinen linken Gummischuh zurückgeben, dachte ich. Und dann, wie man in solchen Tagen in dachte ich beinahe mit Wehmut an das Loch bei der Treppe. Ein herziges, lächelndes Pöcklein mit einem winzigen Riß im Norden — es wollte sich wohl vergrößern.

Gedrückt unter der Last dieser, teilweise dem Gehirn, teilweise dem wunden Herzen entsprungenen Gedanken gelangte ich zu meinem Haus und fand zu meinem Entzücken, daß die 12000 wohl das Trottoir, aber nicht die Treppe gefahren hatten, daß der Hauswart faul gewesen ist — wie üblich — und daß die Treppe wohl begangen war, jedoch nur in der Mitte, während ich am Morgen, wie erinnerlich, auf der Seite gesprungen war. Das Vergnügen, mit nassen Händen (was soll ich die Handtücher nassen?) im Schnee Glatteis zu spielen, wurde reichlich belohnt. Ich fand erst nichts außer kaltem, nassem Schnee, und dann etwas Kleines, Dunkles, das sich als eingeschneite Zwergpuppe entfaltete, nachdem es vom Schnee befreit war, und dicht daneben meinen Gummischuh.

Damit wäre der Bericht dieses aussergewöhnlichen Ereignisses abgeschlossen, wenn nicht belagte Spitze in meiner Hand den Hausflur betreten hätte. Nur ein Mensch ohne Herz hätte das gute Kind im kalten Schnee draußen ertrieren lassen können. Obwohl noch ein Gesicht kaum mehr gesprochen werden kann, lag doch in der ganzen Figur der Puppe etwas Zuträuliches, Dankbares — ich wäre nicht weiter erkannt gewesen, wenn sie aus dem lebenden Munde in puppenhafter Gedankenlosigkeit plötzlich „Mamma“ gerufen hätte. Sie trug ein selbstverfertigtes Kleid, das wohl in seinen guten Tagen ein Teil von Bodenhefen gewesen ist. Der eine Arm war mehrfach gebrochen und hing schlaff und ermattet auf dem Rücken. Die Beine schienen nicht verletz zu sein, aber wie hätte ein so kleines Wesen dem 40-Zentimeter-Schnee entrinnen können! Allerdings hatte der Sturm bei der Kopfbedeckung bemächtigt und in keinem fallwärtigen Übermut auch gleich den Schmutz jeder Frau, die Haare, mitgenommen. So lag die Puppe faul und frierend in meiner Hand und über das verwahrloste Gesicht lief das Teinwasser — es sah aus, als ob sie weinte.

Daß der Jajall auch zufälligerweise Gutes tun kann, das weiß man ja. Die Treppe hinunter stampfte schwer eine junge Frau mit einem kleinen Mädchen an der Hand. Kann und soll ich diesem Mädchen meine Puppe schenken — es sind Gedanken von Sekundentatzen — ehe ich fragte, rasste die Kleine auf mich zu und rief entrückt: „Oh, Mamma, laß Philipp!“

Es war geschehen. Sehr schnell und schmerzlos, wie beim Zahnziehen, wo der bittere Teil, das Bezahlen, erst nachher kommt. Der Philipp — ein Junge! wie kann man sich in meinem Alter noch tunken! — wurde aus meiner Hand zwischen ein braunes Mantelchen und einen handgestrickten roten Sweater mit hellem Rand geschickt, eine Mutter fragte erkaunt nach woher und wie, ich antwortete, lange und mehr als ausführlich, weil ich Zeit gemahnen wollte, um die strahlenden weihnachtlichen Augen eines fünfjährigen Mädchens sehen zu können.

In meinem Zimmer warf ich den Gummischuh zu seinem Genossen. Was war er mir, bitte? Mit seinem entsetzlichen Loch in der Ferse. Ich muß doch morgen andere kaufen! Aber das viele Geld und die zwölftausend Mann waren doch noch immer zu wenig, um den Philipp zu retten und einer kleinen Mutter ihr Kind zurückzugeben.

Woher kommen eigentlich die Kinder?

Im „M“ erschien dieser Tage unter der Überschrift „Kinder“ der folgende „Riß“:

„Mutter! Woher kommen eigentlich die Kinder?“

„Man kauft sie.“

„Kauft sie? Das glaub' ich nicht.“

„Ja, warum denn nicht?“

„Weil es nicht wahr ist.“

„Warum ist es nicht wahr?“

„Weil — wenn man die Kinder kauft — wieja haben die reichen Leute so wenig und die armen Leute so viele Kinder?“

Es ist kaum anzunehmen, daß die Leser des Berliner Tageblatts sich darüber Gedanken machen werden, daß das, worum es hier geht, nicht gerade geeignet ist, Risse zu machen. Sie müssen ja bezahlt und werden ein Augenmaß haben für ihren Mitgliedsbeitrag, der so gut ihre Psyche kennt. Ja, ja, diese Schicksale von Proleten, werden sie denken, zu freuen haben sie nichts, aber Kinder in die Welt setzen, das können sie. Und wir dem befreiten Stoppfänger. „Ich danke dir, mein Gott, daß ich nicht wie sie sein“, werden sie den Kindern ab schmunzeln bewundern können.

Nur liegt aber nicht nur ein tiefer Stein im kindlichen Spiel, sondern Kindern auch noch Freiheit fehlt. Und so kühnen wir uns eine Mutter vorsetzen, haben die ihren Kindern erzählt, sie habe sie gekauft, so ungeschicklich ist auch die ganze Konstruktion des Kinderwand-Jahrbuchs, bei den Kindern in der Kindheit bringt mit dem Kristall- beziehungsweise der Kunst der Eltern. Denn die Beziehung ist ja wirklich notwendig und selbst der kleine Berliner Laubhütchen-Moritz hat schon

beobachtet, daß der Reichtum an Kindern im umgekehrten Verhältnis steht zum Reichtum an Geld. Der kleine Moritz hat nur nicht verstanden, warum das so ist. Wenn er einmal größer geworden sein wird, dürfte ihm die noch fehlende Kenntnis von der Ursache dieses Mißverhältnisses zwischen ökonomischen Mittel und Nachkommenchaft noch zuwachsen. Er wird dann erkennen, daß man zwar, wenn man noch so viel Geld hat, die kleinen Kinder nicht zu kaufen, wohl aber viel eher ihr Erscheinen zu vermeiden imstande ist, als wenn einem das Geld fehlt.

Die bürgerliche Kinderwand-Literatur hat jene Plappermäuler berührt gemacht, die sich von ihrer Mutter ein Brüderchen oder ein Schwesterchen zu Weihnachten wünschen. Und hier ist die Lösung des ganzen Problems für alle kleinen Moritze, die einmal als Männer für den Fortschritt der Welt mitkämpfen wollen: Schon gegeben: daß nämlich eine vernünftige wahrhaft moralische und im höchsten Grade sittliche Regelung des Kinderseins nur die sein kann, daß Eltern, die sich welche wünschen, Kinder bekommen, solche, die sich keine wünschen, aber nicht.

Wie gesagt — die Sache mit dem „Kaufen“ hat schon einen tiefen Sinn. Selbst der kleine Moritz der Berliner Großbourgeoisie hat schon entdeckt, daß diejenigen, die sich wer weiß wie viele Kinder leisten könnten, die wenigsten haben. Hoffentlich paßt er später gut auf, was die Großen sagen, wenn über Bevölkerungspolitik, Geburtenregelung, Abtreibungsparagrafen und andere Dinge gesprochen wird. Wenn er das Leben weiter so gut beobachtet, wie seither, dann wird er schon den richtigen Weg finden. Und dann wird er auch bald Antworten geben, die nicht mehr für den „M“ geeignet sind und bei denen den Großen das Lachen vergeht.

Abnormitäten

In Potsdam kam ein Säugling zur Welt, der bereits acht Tage nach seiner Geburt eine Flöte ergriff und darauf spielte. Wacht in ihm nun ein Epigone von Friedrich dem Großen oder von Otto Gebühr heran??

In Berlin wurde ein prominenter Bühnenkünstler dabei betrogen, wie er, entblößt von allem Komfort, einen Autobus bestieg und nicht einmal ein Umsteigebillet, sondern das billigere, zu fünfundsiebzig Pfennig, löste. Ein Bühnenleiter, der den Großen einsteigen sah, sprang rasch nach und vergoß Tränen der Rührung über dieses erhabene Schauspiel.

Im Ruhrgebiet spielen die Kinder ein neues Spiel: Notverordnung! Es beginnt damit, daß die Löhne um sechs Prozent, und endet damit, daß die Gehälter der Direktoren und die Bezüge der Aufsichtsratsmitglieder um 60 Prozent gekürzt werden. Ein wahrhaft kindliches Spiel!

Aus dem Thüringer Wald wird berichtet, daß dort eine dem Botan ähnliche Erscheinung herumirre und behaupte, er sei der Vorfahre von Friedr. Es handelt sich offenbar um einen Fall von Größenwahn.

Im Februar will die Tonfilmindustrie einen großen Ausverkauf veranstalten — sie will alle überflüssigen Songs, Couplets, Schlager und sonstige Einlagen aus ihren Tonfilmen im Duzend ganz billig abgeben.

Auch die Berliner Kabarettis, Lustspieltheater usw. haben für die Karnevalszeit etwas Großes vor: sie wollen eine „Heitere Mode“ einführen. Einfälle hierzu werden schon jetzt in den Sälen entgegengenommen.

In Berliner Westen wurde jüngst ein sensationelles Schauspiel beobachtet: Max Schmeling bogte auf der menschenleeren Straße mit einem schweren Jungen, der ihm seine Moneten rauhen wollte. Der Meister schlug das Schwergewicht mühelos zu Boden. Was will man mehr?

Auch am Berliner Theater gekehren Zeichen und Wunder: jüngst ist ein Autor mit einem Stück durchgefallen, ohne daß er dem Regisseur die Schuld daran gab, und in einem anderen Fall hat ein prominenter Regisseur eine Nummer inszeniert, ohne sie vorher umzudichten.

Berlin bleibt nach wie vor die demokratischste Stadt der Welt: es gibt Millionen von Bürgern, aber nur ein paar Bürgermeister und nicht einen einzigen Oberbürgermeister.

Der Demonstrationsmeister Dr. Goebbels hat wochenlang keine Rede mehr gehalten. In politischen Kreisen streitet man sich über den Grund für diese auffällige Erscheinung: hat Goebbels die Sprache verloren oder ein bißchen Vernunft bekommen?

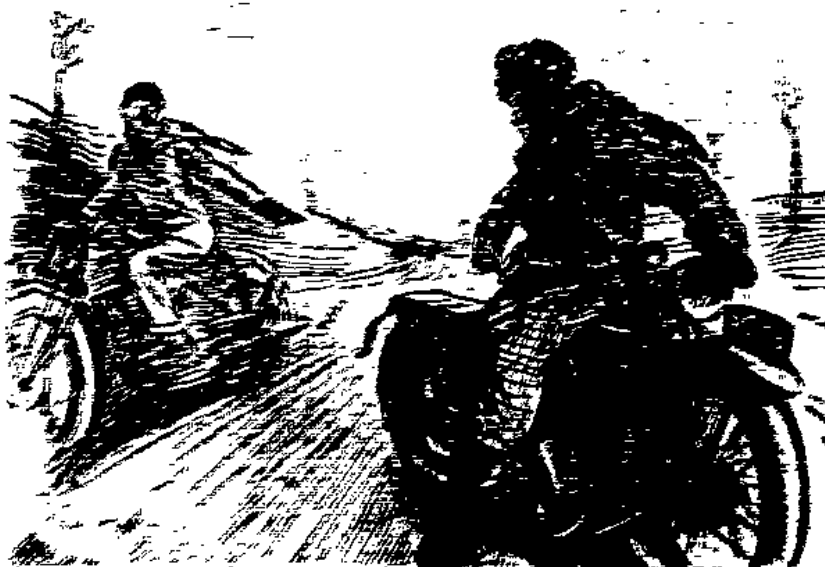
In der Buchhandlung eines Warenhauses hat im Kauf des Ausverkaufes ein sechzehnjähriges Mädchen das Buch: „Wie bleibe ich jung und schön?“ und die sechszwanzigjährige Gattin eines Bankdirektors das Werk: „Wie werde ich reich und glücklich?“ gekauft.

Russisches

Die oppositionelle Haltung der Kupstaja, der Witwe Lentins, hat Stalin bereits veranlaßt, sie aus allen Staatsämtern herauszudrängen. Demnach soll nun, um der unbequemen Frau ihren moralischen Rückhalt bei den Massen zu entziehen, eine zweifelhafte linientreue Genossin an ihrer Stelle zur Witwe Lentins ernannt werden.



„Ein schweres Brot, Kollege — was?“ (Judge.)



„Sie — Sie haben Ihre Doppelkette verloren.“
Doppelkette — und das meine Schlingen ist auch weg.“
(London-Deutsche.)

Nur eine Taschenuhr . . .

(Skizze von C. M.)

Es mögen an die 50 Jahre her sein, da wohnte in der oberen Fleischhauerstraße ein Uhrmacher, der größtenteils billigen Landweibchen. Nun war zu derselben Zeit im Hause eines reichen Handelsherrn in der Königstraße Sabinchen als dienstbarer Geist tätig. Sie mußte des öfteren Einkäufe tätigen, so u. a. auch bei „Tea-Behn“ in der Breiten Straße.

Ihr Weg führte bei dieser Gelegenheit immer an dem Laden des Uhrmachers vorbei, der unter seinen Auslagen eine Taschenuhr zeigte, deren Besitz Sabinchens Seeligkeit bedeutete haben würde. Sinnernd stand sie oft vor dem Fenster, errechnete im Stillen, wie lange sie bei ihrem kargen Lohn sparen müsse, um in den Besitz der Taschenuhr zu kommen.

Es lagen noch andere Uhren im Schaufenster, aber die mochte sie alle nicht. Nicht etwa, weil sie teurer waren, nein: die sie im Auge hatte, war gerade solche, wie sie ihr bisweilen im Traume erschienen war.

Bis Weihnachten, meinte Sabinchen, könne sie unter Zustimmung der geringen Erbschaft ihrer verstorbenen Mutter, den ihr riesengroß erscheinenden Betrag für die Taschenuhr zusammenzubringen.

Und richtig. Mit dem Rest des letzten Lohnes war das heilig ersehnte Ziel erreicht. Sie wollte sich Heiligabend selber die große Freude bereiten. Als sie am Morgen wie üblich zu „Tea-Behn“ ging, schaute sie wieder ins Fenster nach der Uhr, die im Geist längst ihre eigene war. Wahrhaftig, sie hing noch dort. Aber in Kürze sollte Sabinchen sie in Händen haben und alleinige Besitzerin sein.

Nur noch schnell zum Kaufmann springen. Als sie die Uhr so betrachtete, wurde auf einmal die Rückwand des Schaufensters heißeste geschoben. Der Uhrmacher erschien und nahm einige Uhren aus dem Fenster, offenbar um sie einem Kunden im Laden zur Ansicht vorzulegen. Blöcklich erblähte Sabinchen.

Auch ihre Uhr wurde herausgenommen. Sollte der Käufer wirklich? Sie blieb wie gebannt stehen. Sie wußte schon, was wurde. Nach einiger Zeit packte der Uhrmacher alles wieder an seinen Platz, bis auf ihre, Sabinchens Uhr.

Ihr schwindelte, und doch, es war so, die Uhr war fort. Wie im Traum verlebte Sabinchen den Rest des Tages. Sie meinte, daß all ihr Glück dahin sei. So kam der Abend und mit ihm die Bescherung heran. Apathisch schaute Sabinchen die für sie bestimmten Sachen an, als sie plötzlich unter einem Ballen Linen etwas Blankes blitzen sah. Hastig griff sie zu. Sie traute ihren Augen nicht.

Ihre Uhr lag unterm Tannenbaum. Träumte sie? Nein, es war Wirklichkeit. Ihr Brotgeber hatte, ohne daß er ahnte, wie wertvoll der Besitz gerade dieser Uhr für seine Dienstmagd war, die Uhr gekauft. In diesem Abend gab es wohl kaum einen Menschen, der glücklicher war, als Sabinchen.

Mit Stolz trug sie später die Uhr an einem einfachen Lackmütchen. Nur an Sonn- und hohen Feiertagen und auch dann nur, wenn sie in die Kirche ging. Sie meinte stets, daß alle Leute es ihr ansehen müßten, daß sie im Besitz einer Taschenuhr sei.

So gingen viele Jahre dahin. Sabinchen fand keinen Freier. Freilich, hübsch war sie schon, aber arm, ganz arm. Nur ein Schwesterlein hatte sie, Gertrud mit Namen. Auch sie wurde von keinem Mann begehrt. Das Schwesterlein schielte oft nach Sabinchens Uhr, ließ sich aber nie merken, wie gern auch sie ein solches Ding gehabt hätte.

Sabinchen und Trudchen wurden älter, bis an die Siebzig. Sabinchen war die erste, die die Augen für immer schloß. In den letzten Jahren hatten sie die Mildtätigkeit des Staates in Anspruch nehmen müssen, kein Wunder also, daß sich das Wohlstandsmittel meldete und über den Nachlaß Näheres zu erfahren wünschte. Abgesehen von ganz wertlosem Mobiliar fand sich die Uhr mit dem einfachen Kettenband daran, feinst säuberlich in einem vergilbten Kasten liegend. Sie ging nicht, wahrscheinlich schon lange nicht mehr.

Vielleicht hatte Sabinchen kein Geld gehabt, das Werk in Ordnung bringen zu lassen. Der Beamte, der die Regelung des Nachlasses abgehandelt, hatte die Uhr an sich genommen. Er brauchte kein Sachverständiger zu sein. Er sah auf den ersten Blick, daß es sich hier um ein für ihn wertloses Stück handelte. Dies gab er der Schwester auch zu verstehen.

Mit trüben Augen hatte die Schwester das Tun des Beamten verfolgt. Als sie hörte, daß die Uhr wertlos sein sollte, brachte sie stotternd die Worte hervor: „Würden Sie mir dann die Uhr lassen?“ Der Beamte überlegte einen Augenblick, dann bejahte er die Frage.

Und wie vor 50 Jahren am Heiligabend das Sabinchen glücklich war, daß die Welt um sie her versank, so jetzt das Trudchen. Mehr denn 70 Jahre war sie alt geworden, und nun sollte auch sie noch einmal das unfassbare Glück erleben, in den Besitz einer Taschenuhr zu kommen.

Kunst- und Kraftleistung

Etwas vom Saal-Radsport

Ohne Zweifel gehört das Reigen- und Kunstfahren zu den schönsten sportlichen Darbietungen. Darum darf der Saal-Radsport als einer der schönsten Sportzweige bezeichnet werden. Es wird nicht leicht ein Sportzweig zu finden sein, bei dem die Ausübenden ebenso wie die Zuschauer zu so voller Befriedigung ihres Sportinteresses gelangen können, wie bei Radsportübungen in Saale. Wohl haben wir Radsportler beträchtliche Konkurrenz in den Turnern und Fußballern, aber sicher bieten gut trainierte Saalfahrer den Zuschauern ein noch viel schöneres Schauspiel als die vorgenannten Sportzweige zu bieten in der Lage sind. Auch steht der Saal-Radsport um ein Vielfaches höher, als der Wettkampfsport. Ersterer ist Kunst, letzterer nur vorwiegende Kraftleistung. Daher ist auch der Dank des Zuschauers bei radsportlichen Darbietungen im Saale viel höher einzuschätzen als bei Wettkampfsport. Will man mit großer agitatorischer Kraft die Reizung des nicht radsportenden Publikums gewinnen, so kann das nur mit künstlerischer Saalsportleistung, tadelloser Gedröhner und einwandfreiem Auffahren geschehen. Man darf aber noch weitergehen und behaupten:

Saal-Radsport ist Kunst- und Kraftleistung. Und zwar von einzelnen Fahrern sowohl als auch von vielen gemeinsam. Welcher andere Sportzweig läßt uns auch noch so eigenartige Leistungen gemeinsam harmonisch, innigsten Zusammenarbeitens von vielen Köpfen an einer schönen Aufgabe sehen, wie der Saal-Radsport? Kein anderer. Wie z. B. bei einem Kunstreigen, macht nur der Saal-Radsport. Tatkraftig wollen wir uns in Zukunft bemühen, unseren Saal-Radsport auf eine Höhe zu bringen, die auch dem letzten radelnden Arbeiter die Jugendzeit zu unsern Ortsgruppen wünschenswert erscheinen läßt.

Wena gleich bei uns keine vergoldene Pokale und Silberbecher von Vereinspräsident zu Vereinspräsident wandern, wollen wir Saalfahrer immerhin bestrebt sein, immer Schwierigeres und Beständigeres auf unserm Fahrrad zu schaffen.

Wir Radler dürfen mit Recht behaupten: „Unser Fahrrad ist das vielseitigste, wandlungsfähigste und allen Zwecken entsprechende Sportwerkzeug!“

Darum möchte ich jedem radelnden Arbeiter zurufen: „Steig in die Sportbewegung des Arbeiter-Rad- und Kraftfahrerverbands Solidarität!“

Fröhlich auf!

E. H.



Der karge Boden der sonnendurchglühten Felder Macedoniens besitzt Zauberkraft: er hat die Tabakstaude, die sich sonst üppig entwickelt, in ein zierliches und rassiges Gewächs verwandelt. Die Blätter sind zarter und kleiner, und es scheint, daß in ihnen derselbe Gehalt an Aroma zusammengedrängt wird, der sich sonst auf eine große Blattfläche verteilt.

Sind die Blätter reif, werden sie gepflückt und zum Trocknen auf Schnüre gereiht. Nun vollzieht sich unter der Sonne von Macedonien ein weiteres Wunder: die aufgespeicherten Säfte gehen neue Bindungen ein, die eine Anreicherung der Aromastoffe bewirken, das Blatt goldgelb färben und haltbar machen.



Macedoniens kostbare Ernten waren bislang nur den Zigaretten hoher Preislagen vorbehalten. Wir haben es aber möglich gemacht, den Genuß des edlen Macedonen-Tabaks auch dem OVERSTOLZ-Raucher zu verschaffen.



OVERSTOLZ

nach wie vor

echt macedonisch



Packung 50 Pfg

Woher?

Der Ursprung des Storchmärchens

„Wo kommt Bräuerchen her?“ Diese Frage, mit der sich das Kinderhirn grübelnd quält, zart und im rechten Sinne aufklärend zu beantworten, ist in unserer Zeit ein Hauptproblem der Erziehung geworden. Stellen wir einmal die andere Frage: Woher stammt eigentlich das alte Märchen, daß der Storch mit seinem langen Schnabel die Kinderlein aus dem Wasser, aus dem nahen Weiler heilt und der Mutter, nachdem er sie ins Bein gebissen hat, das Kind ins Bett legt? Nun, wie alle Sagen und Märchen, so führt auch das Storchmärchen zurück in die Kindheitsgeschichte der Menschheit.

Erst in verhältnismäßig später Zeit erkannte der Mensch, daß durch die Berührung von Mann und Weib die Befruchtung des Eis im Mutterleib vor sich geht und so das Kind entsteht. Fast alle primitiven Völker nahmen an, daß der eigentliche Träger des Lebens, die Seele, etwas Außerirdisches sei, ein geheimnisvolles Eigenwesen, das nicht an die physische Welt gebunden sei, vielmehr durch einen magischen Vorgang in den Körper eingehe und diesen irdischen Körper im Tode, aber zeitweilig auch im Schlafe verlasse. Die Berührung von Mann und Weib öffnet, so besagt der alte Glaube, nur den Weg, auf dem das Seelchen, das immer übernatürlichen Ursprungs ist, seinen Einzug in den Körper hält. Die Kinderseelen führen der Sage nach, ehe sie sich im Körper der Mutter vermenslichen, ein eisenhartes geheimnisvolles Leben. Sie leben auf Bäumen und Kräutern. In Tassans war z. B. die Kaspianer ein solcher Seelenbaum. In England war die Peterfische mit ihrem zierlichen Kraut die Heimat dieser Seelen. Der Peterfische wird seit Urzeiten, z. B. schon in alten arabischen Zauberbüchern, eine geheimnisvolle Beziehung zum Monde zugeschrieben. Der Mond aber hat in den Sagen aller Völker einen merkwürdigen Einfluß auf Ebbe und Flut, den Wechsel der Gezeiten, hatten schon die Alten erkannt, und öfter noch als auf Bäumen und Pflanzen verlegt die Sage die Heimat der Ungeborenen in das Wasser. Sie geistern in Quellen und Brunnen und führen im Auf- und Abfluten des Meeres ihr eigenartiges Dasein. Das Kind kommt mit der Flut, so sagen noch heute die Afrikaner an der Westküste, wenn eine Frau in den Wehen liegt.

Aus Quellen und Bächen heilt nun der Storch die Kinderseelen: der Storch, eines jener heiligen Totem-Tiere, dem man, wie vielen Vögeln, gewisse Tugenden zuschreibt. Man glaubte, daß den Vögeln die mit abnormer Sicherheit ihren Weg über weite Länder und Meere finden, Geheimnisse kundgeben seien, die den Menschen ewig verschlossen bleiben. Nicht nur von der Geburt, sondern auch um den Tod haben die Vögel ein geheimes Wissen. So geht beispielsweise nach altem Volksglauben der Ruf des Kuckucks den Tod an, und in Afrika glaubte man, daß der Regenpfeifer im Wasser die Seelenbilder der Menschen sehe und an ihnen erkenne, wer dem Tode nahe sei. Sein Ruf und sein ängstliches Verhalten, wenn er über das Wasser des Gesichteten fliegt, kündigt die kommende Todesgefahr an. Auch den Storch glaubte man, wie den Ibis und den Sperber, im Reich übernatürlichen Wissens. So wurde er bei verschiedenen Völkern, z. B. in Indien, als Vermittler zwischen zwei Welten, dem Reich der Toten und dem Reich der Lebenden, verehrt. Diese heilige Mission gab ihm der Glaube der Bräuerchen. Dem Storch, der die Kinder heilt, erzählt man in den Märchen, ohne zu ahnen, daß man damit an großes Sagenwort rührt.

Heringsgerichte

Störche und das Meer den Hering nicht in so unerhöhter Verachtung zu betrachten, so gab es früher in der Gegend von Lübeck, ähnlich wie auch in der Gegend von Rostock, einen Hering, der in den Wehen der Frauen heilt. Man glaubte, daß der Hering, wenn er in das Wasser der Wehen gelegt wird, die Kinderseelen heilt und die Frauen von den Schmerzen der Wehen befreit.

Man glaubte, daß der Hering, wenn er in das Wasser der Wehen gelegt wird, die Kinderseelen heilt und die Frauen von den Schmerzen der Wehen befreit. Man glaubte, daß der Hering, wenn er in das Wasser der Wehen gelegt wird, die Kinderseelen heilt und die Frauen von den Schmerzen der Wehen befreit.

Man glaubte, daß der Hering, wenn er in das Wasser der Wehen gelegt wird, die Kinderseelen heilt und die Frauen von den Schmerzen der Wehen befreit. Man glaubte, daß der Hering, wenn er in das Wasser der Wehen gelegt wird, die Kinderseelen heilt und die Frauen von den Schmerzen der Wehen befreit.

Man glaubte, daß der Hering, wenn er in das Wasser der Wehen gelegt wird, die Kinderseelen heilt und die Frauen von den Schmerzen der Wehen befreit. Man glaubte, daß der Hering, wenn er in das Wasser der Wehen gelegt wird, die Kinderseelen heilt und die Frauen von den Schmerzen der Wehen befreit.

Zum 150. Geburtstag des Dichters am 30. Januar

Adalbert von Chamisso

Wir besitzen von Chamisso zwei Beschreibungen, die mit seinem Zeitalter auch sein Wesen ungemein lebendig und anschaulich festhalten. Der Naturforscher Schlechtendal, mit dem Chamisso als recht alter Knabe von einigen dreißig Jahren Botanik studierte, und mit dem er später als Adjutant am Berliner Botanischen Garten ständig zusammenarbeitete, schildert ihn um 1812 folgendermaßen: „Eine alte schwarze Kurtha (verschürter polnischer Rock — d. R.) und eine nicht minder alte verflochtene und fleckige Sommerkleidung, bestehend aus runder Jacke und langen Beinkleidern aus demselben olivenfarbenen Zeug, später noch das Staatskleid eines Südböhmerhaupts, eine schwarze Mütze von Samt oder Tuch auf dem lockigen Haupt, eine mächtige grüne Kappe an ledernen Riemen umgehängt, eine kurze Pfeife im Munde, einige Lebensmittel aus den kleinen Seitentaschen der Jacke hervorsteckend, das war der Aufzug, in welchem er auszog und abends, durch Staub und Schweiß nicht verschönert, oft noch ein kräuterfülltes Taschentuch in der Hand, den gepulsten Scharen der Berliner Sonntagswelt entgegentrat und uns gutmütig neigte, wenn wir nicht mit ihm den geraden Weg durch die Stadt ziehen wollten, sondern Umwege und Seitenstraßen wählten, um unbemerkt nach Hause zu gelangen.“ Und von dem längst in Arm und Würden stehenden, glücklich Verheirateten berichtet 1823 die Hofrätin Herzog: „Eines Tages tritt der Bediente ein und überreicht mir eifrig und ängstlich eine Karte, auf welcher die Worte stehen: „Ein Wilder von den Sandwischinseln.“ „Ein Wilder?“ fragte ich erstaunt. „Ja, wild genug sieht er aus“, antwortete schüchtern der Bediente. Ich trat sehr gespannt in das Vorzimmer. Ein Mann mit lang herabhängendem Haar, unraffiert, in einem grünen Kasimirschleier, die Bekanntschaft über die eine Schulter, über die andere einen Kasten gehängt, welcher ein Barometer enthielt, so stand Chamisso vor mir.“

Man glaubt ohne weiteres, daß der Mann, der so ausah, ein romantischer Dichter war und zu der gleichen Zeit lebte, in der Eichendorffs „Taugenichts“ leidenschaftlich durch die deutschen Lande wanderte. Man trau ihm auch gut und gern eine Unzahl Scherzgedichte und Scherzergählungen von der Art des „Rechts der Barbiers“, des „Bösen Markts“, von „Hans im Glück“ und „Peter Schlemihl“ zu. Und man versteht, daß er das Herz auf dem rechten Fleck hatte und gegen die einfachsten Wesen gütig, gegen die mächtigsten erquickend grob sein konnte, was zum Zeugen die Gedichte „Die alte Baschira“, „Der Bettler und sein Hund“, „Der Invalide im Irrenhaus“ und „Das Ragimächterlied“ darstellen mit der prächtigen Strophe:

Sieh, ihr Herrn, so soll es werden:
Gott im Himmel, wir auf Erden,
Und der König abseits,
Wenn er unsere Willen tut,
Ist die Scherzart!

Man wundert sich schließlich nicht, daß Chamisso im Eifer des Botanikers und Naturforschers eine Reise um die Welt machte (1815 bis 1818), und daß er dabei alles, was ihm in den Weg lief, und was er in seinem Tagebuch aufgezeichnet, mit besonders hellen, wirklichkeitsreichen Augen ansah. Nur eines will uns auf den ersten Blick nicht in den Kopf: daß dieser natürliche, um höhere Formen zu unbedürftige Mensch eigentlich Louis Charles Adolphe de Chamisso hieß, daß er einem der ältesten und vornehmsten Grafengeschlechter der Champagne entstammte und erst als Neunjähriger mit

seinen Eltern nach Deutschland kam (1790), als just die reaktionären französischen Aristokraten vor der großen Revolution ins Ausland flüchteten, um hier den Krieg der vereinigten alten Gewalten gegen das neue Frankreich zu betreiben. Und doch liefert uns gerade diese Tatsache den Schlüssel zu allem übrigen, denn dank ihr wurde schon der junge, eindrucksfähige Knabe ein Entwurzelter. Er kannte nicht jenen Boden der Klasse, der sich sonst fest, während und hemmend um jeden ihr Zugehörigen schließt; ihm zersplitterte sich früh der Begriff „Heimat“ und „Vaterland“, so daß er im Herzen nicht ruhte, ob er nach Frankreich oder nach Preußen gehöre. Als Mitglied des Berliner Pagenkorps wurde er jung aus dem natürlichen und innigen Familienzusammenhange gerissen, und der Militärbiens, dem er damit anheimfiel (1798 bis 1806), ward ihm bald zur schweren kaum erträglichen Last.

Solche Menschen, denen die Brücken nach rückwärts, zum Ueberfließen und Ererbten zerstört sind, werden oft die wahren Eroberer des Lebens, weil sie sich die Bausteine neu zusammentragen und den ganzen Bau selber aufrichten müssen. Sie sehen die Welt mit eigenen Augen und messen sie mit ihrem eigenen Maß. So auch Chamisso: er fand noch als reifer Mann die Kraft, sich zum Studium und zum wissenschaftlichen Beruf durchzuarbeiten (seit 1812), er errang sich im heißen Kampfe mit der spät erlernten deutschen Sprache den Zugang zu deutschem Dichtertum; und er ließ sich, wenn er auch in die übermächtige Bewegung der deutschen Romantik hineingeriet, nicht von ihr unterkriegen, sondern zwang ihr seine Züge, seine Wesensart auf. Sein „Peter Schlemihl“ (1813), dieses Juwel einer heiter tiefgründigen, anmutigen und großzügigen Erzählungskunst, ist nicht überdrückt und willkürlich wie die meisten Märchen der Romantiker, sondern drückt das Leid des Entwurzelten und Ueberwindenden mit greifbarer Anschaulichkeit aus. Sein (später von Schumann herrlich vertonter) Gedichtkranz „Frauen Liebe und Leben“ (1830) gilt fern jeder romantischen Verfliegenheit, der Frau des bürgerlichen Alltags. Seine Berserzählung „Salas y Omeza“ (1829) ist von jener Wirklichkeit ferner Meere und gigantischer Einsamkeiten erfüllt, die der Weltumsegler selbst unmittelbar kennen gelernt hatte. Und aus der „Tragischen Geschichte“ vom Joppe der trotz alles Drehens und Wendens „hinten hängt“, aus den Nachdichtungen Berangers und vielen anderen E. ophen spricht aller romantischen Reaktion zum Trost, kühn und laut der aufrechte Demokrat, der sich selbst in „Josua“ also beschrieben hat:

Sie beten und schimpfen und lästern
In Eide das Sonnenlicht,
Es tief in das Meer zu versenken —
Den Tag verdunkeln sie nicht.

Laßt dieses nicht euch kümmern,
Die Welt ist unzerstört
Und rollt von Westen nach Osten
Beständig zu aller Stand.

Und der dies Lied euch gesungen,
Hat auch die Welt sich behauptet:
Er hat bei den Wilden gekauert
Und sich mit ihnen erbaut.

Ein halber Wilder, ein ganzer Edelmann, ein Mensch eigener Formates und eigener Prägung, so gewinnt Chamisso noch immer unser Herz, wenn wir uns in einer Stunde der Muße dem zu unrecht fast Vergessenen wieder zuwenden.

Dr. Alfred Kleinberg.

Schwierigkeiten vor und in der Ehe

Die Frau in der Beratung

Frauen in den Eheberatungsstellen, — viele kommen dorthin, um zu fragen, sich beraten zu lassen. Mehr und mehr sind auch Frauen in den Stellen tätig, um den kassierenden, Männern wie Frauen, hilfreich zu sein, und mehr und mehr wird offenbar, daß gerade die weiblichen Berater gesucht werden, ihr Verständnis für allerlei Räte gepriesen wird. Hier will ich sprechen von den Frauen, die sich in unserer Eheberatungsstelle der Arbeiterwohlfahrt aufsuchen. Einzelne Male sind es jüngere, unverheiratete, denen sich Hindernisse für die Eheschließung in den Weg stellen. Die Eltern etwa wollen die Heirat nicht erlauben — sei es oder auch ihre Eltern. Diese Frage bekommt man häufig zu hören. Den jungen Leuten erscheint meist der Grund der Weigerung der Eltern nicht stichhaltig; zuweilen ist er es auch wirklich nicht. Dann kann man vermitteln, die Ehe ermöglichen. Manchmal auch — nicht oft genug leider, zu viele junge Menschen sind leichtgläubig — führen gesundheitliche Bedenken junge Mädchen zu uns. „Bin ich oder ist er gesund genug, um zu heiraten?“ Da hat natürlich der Arzt das entscheidende Wort zu sprechen. Ich kann nur trosten, wenn zunächst vielleicht von einer Heirat abgeraten werden muß. „Wenn Sie erst wieder ganz gesund sind, dann können Sie zwei sich ja zusammenfinden. Es schadet doch nicht, wenn Sie noch ein wenig warten.“ Es kommt auch einmal ein Mädchen, die zweifelt, ob der Mann, dem sie sich zu eigen geben wollte, charakterlich die Gewähr für ein Eheglück gibt. Da ist der Rat oft schwer. Ist schon vor der Ehe ein Zweifel da, dann ist es sehr ungewiß, ob es nachher ein gemeinsames Glück ergeben wird. Nie zureden kann man, wenn der Mann zur Eheschließung neigt. Die Hoffnung, daß die Liebe der Frau ihn heilen werde, ist meistens trügerisch.

Bei häufiger jedoch als diese jungen Unverheirateten kommen zu uns verheiratete Frauen jeden Alters, jeden Standes, deren Ehe in Schwierigkeiten geraten ist, die möchten, daß man hilft, diese Schwierigkeiten zu glätten, Streit zu schlichten, zu versöhnen. Oder andere, die des täglichen unerträglichen Konflikts zu müde geworden sind, daß sie einen Weg gemessen haben möchten, um diesem hoffnungslossten qualvollen Zusammenleben ein Ende zu machen. Natürlich spielt da die leider nicht selten eheleiche Untreue des Mannes eine große Rolle. Handelt es sich um eine einmalige Entgleisung bei einem sonst guten Manne, mit dem im übrigen das Leben glücklich war und sind in solchen Fällen Kinder da, dann geht es wohl, eine Versöhnung, die im Interesse der Kinder liegt, herbeizuführen, und oft ist nachher das Zusammenleben enger als zuvor, weil man sich einmal in offener Aussprache gezeigt hat, daß man sich im letzten Grunde sehr lieb hat, sehr schätzt. Fast immer hoffnungslos ist es dagegen, den Ausschlag anzunehmen und anzunehmen, wenn der Mann andere feste, dauernde Beziehungen hat, von denen er nicht loskommt. Befreiung heißt hier als Frau und Mutter immer bei der Beratung zu sein, daß das Interesse der Kinder in bester Hinsicht und in Bezug auf ihre wirtschaftliche Sicherstellung, die Bewahrung der Rastlose in erster Linie zu beachten ist. Schlimm ist es auch, wenn andere moralische Minderwertigkeit des Mannes das Vertrauen der Frau erschüttert, unzulänglich zur das Begehren über freierhand Handlungen. Auch da

tann wohl ein einmaliges Verfehlen vergeben und tann gehofft werden, daß es sich nicht wiederholt. Hat man jedoch diese Hoffnung nicht, — kann man dann einer Frau raten, eine Ehe fortzuführen, in der sie keinerlei Achtung mehr vor dem Manne haben kann, ihn ständig mit Mißtrauen ansehen muß? Ich glaube nicht. Ebenfalls nicht, wenn der Mann roh und brutal ist Frau und Kindern gegenüber. Ich kann im Gegenfalle zur kirchlichen Eheliche gewisse Ehen nicht als heilig ansehen. Darum kann und darf nach meinem sittlichen Standpunkte für sie der Begriff der Unlösbarkeit nicht geltend gemacht werden.

Aber dann sind da auch Frauen, die sich und dem Manne und den Kindern das Leben mit tausend Kleinigkeiten erschweren. Sie werden mit dem Haushalt, sie werden mit den Kindern nicht fertig. Sie klagen, sie fühlen sich unglücklich und sehen nicht, daß sie selbst etwas klarer und ruhiger sein müßten, mehr lernen vor allem, Verständnis für die Seelen der anderen Familienmitglieder zu haben, und im Haushalt nicht alles umständlich zu gestalten, was man praktisch vereinfachen kann. Wir haben so manche gute Bücher über eine „Rationalisierung“ des Haushaltes, um einmal diesen heute so beliebten Ausdruck anzuwenden. Aber wie wenige Frauen überlegen nach, daß sie sich durch praktische Einrichtung von Küche und Wohnräumen, rechte Aufstellung der gebrauchten Geräte, rechte Ueberlegung bei irgendeiner Arbeit tausend kleine Wege, tausend Briffe ersparen könnten und damit am Ende ebenso eine ungeheure Ersparnis von Zeit und Kraft bewirken würden, wie es die rationalistische Arbeit im gewerblichen Betriebe tut. Wie wenige denken daran, daß, wenn sie selbst sich die Arbeit durch Vereinfachung zur Freude machen, sie auch ihren Kindern die Arbeitsfreude wecken, die so wesentlich für das Lebensglück ist! Dazu hilft auch, daß die Arbeit des Hauses gemeinam geleistet wird. Das weckt das Gemeinschaftsgefühl des Kindes, die Freude am Heim. Das mußte ich kürzlich sehr deutlich immer wieder einer Frau sagen, die alle Arbeit als Last empfand, weil sie sich und den ihren unnützlich alles erschwerete. Schließlich gab ich ihr ein hübsches Buch in die Hand, das eine Mutter von elf Kindern geschrieben hat, eine Amerikanerin William R. Gilbreth. Ueberseht hat es Irene Witte. Es heißt: „Der Weg zum Heim, das Freude macht“ und ist erschienen im Verlage K. Thieme & Co. (Stuttgart). Ich hoffe, daß die Frau das Buch wirklich aufmerksam liest und daraus lernt. Aber ich glaube, daß auch Frauen, die nicht mit solchen Räten, über die man manchmal vielleicht lächeln möchte, den Weg zu einer Eheberatungsstelle finden, aus dem Nachdenken über die Fragen der schönen Heimgestaltung häufig ihr Eheleben freudiger gestalten könnten, und ich habe immer, wenn ich in der über jener Frage mit einer Frau Rücksprache genommen habe, die Empfindung, als müßte das, was ich selbst da erfahren und als wünschenswert erkannt habe, nun über den Einzelfall hinaus an einen größeren Kreis von Frauen kommen, ihnen vielleicht hier und da einen Fingerzeig geben, ihnen helfen, das eigene Leben zu glätten. Darum habe ich hier einiges erzählt, was ich als Frau mit Frauen in der Arbeit unserer Eheberatungsstelle, die von der Arbeiterwohlfahrt gegründet wurde, erlebt habe. Jeder Fall und jedes Leben freilich ist anders gestaltet, aber jeder kann auch für sich etwas entnehmen aus dem, was andere leben und erleben. Und wir lernen nie aus.

Henni Lehmann.